

# Anzeigen und Buchbesprechungen = Avis et comptes rendus = Avvisi e recensioni

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte = Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società svizzera di preistoria**

Band (Jahr): **48 (1960-1961)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANZEIGEN UND BUCHBESPRECHUNGEN  
AVIS ET COMPTES RENDUS - AVVISI E RECENSIONI

**Archäologische Übersichtskarte des alten Orients.** Redaktion Heinz Mode. Böhlau, Weimar 1959. 64 S., 1 Faltkarte. Geb. DM 9.60.

Die von einer Arbeitsgruppe des Archäologischen Seminars der Martin Luther-Universität Halle/Wittenberg bearbeitete Karte verzeichnet die wichtigsten prähistorischen und historischen Fundplätze des alten Orients bis zum Beginn des Hellenismus. Erfasst werden dabei die Länder Ägypten, Palästina, Syrien, Südarabien, Irak, Iran, Kleinasien, Zypern/Kreta, Sowjetunion (Krim, Kaukasus, asiatische Gebiete), Südostasien und Ostasien (China usw.). Der beigegebene Katalog enthält kurze Beschreibungen der Fundstellen, ihrer Denkmäler sowie die für den westeuropäischen Leser zugängliche Literatur. Das mit einem alphabetischen Register versehene Werk ist für den Unterricht ein sehr wertvolles Hilfsmittel.

Basel

Rudolf Degen

**L. Bernabò Brea, Alt-Sizilien** (Alte Kulturen und Völker), M. Dumont Schauberg, Köln 1958, 238 S., 40 Tafeln.

In «Alt-Sizilien» behandelt L. Bernabò Brea die Vorgeschichte Siziliens bis zum Beginn der griechischen Kolonisation. Im Rahmen der allgemeinverständlich abgefaßten Reihe «Alte Kulturen und Völker» gründet sich der Überblick auf eine größere Zahl von Einzeldarstellungen, unter denen vor allem die Zeitschriftenaufsätze von P. Orsi im «Bolletino di Paleontologia Italiana» besonderer Erwähnung bedürfen. Der Querschnitt durch die Vorgeschichte Siziliens und der sie umgebenden Inseln wäre jedoch in der dargebotenen Form nicht denkbar ohne die große Forschungsarbeit in jener Gegend durch den Verfasser selbst.

Die Insellage Siziliens macht dieses Gebiet unter

Berücksichtigung der geographischen Situation zu einem besonders interessanten Studienobjekt, und der Verfasser war stets bemüht, die Vermittlerrolle der Insel zwischen den west- und ostmediterranen Kulturgruppen hervorzuheben. Die ältesten bisher faßbaren Kulturen Siziliens wurzeln im Jungpaläolithikum, das hauptsächlich durch Gravetteindustrien vertreten ist, die schließlich in mikrolithischen, wohl schon dem frühen Mesolithikum angehörenden Kulturen ausmünden. Die Mittelsteinzeit selbst erlaubt einstweilen noch keine klare Gliederung, da die Kulturen in ihrem Geräteinventar wesentlich weniger typisches Material enthalten als die kontinentalen Industrien. Höchstwahrscheinlich gehört diesem Zeitabschnitt auch ein guter Teil der von Graziosi wohl zu Recht als postpaläolithisch bezeichneten Felsmalereien, beziehungsweise Gravierungen an.

Das Neolithikum ist charakterisiert durch eine Reihe von stilmäßig eng zusammenhängenden Kulturgruppen (Stentinellokultur), deren Erscheinen der Verfasser mit der Ankunft neuer Völker, im Zusammenhang mit der Ausbreitung jungsteinzeitlicher Kulturformen über das gesamte Mittelmeergebiet, in Verbindung bringt. Sizilien wurde von dieser ältesten, durch Ritz-, Kerb- und Eindruckverzierungen (Cardium) auf der Keramik gekennzeichneten Kulturgruppe verhältnismäßig spät erfaßt. In der weiteren Entwicklung des in fünf Stilphasen gegliederten Neolithikums spielen im Ostteil der Insel die Einflüsse aus dem Balkan und der Ägäis eine bedeutende Rolle (Sesklo, Dimini), während sich im westlichen Teil der Insel, hauptsächlich im entwickelten Neolithikum (Diana-Bellavistastilphase), Einflüsse der «westlichen Zivilisation» geltend machten, worunter der Verfasser die Sabadell-, Chassey-, Lagozza- und Cortailodkultur versteht. Die

Gegensätzlichkeit der beiden, innerlich zwar verwandten Kreise, tritt in der Keramik offensichtlich hervor: die unverkennbare Tendenz der Stentinellokultur zu blühender Ornamentik (Ostkomponente) gegenüber der nüchternen Geschmacksrichtung der «westlichen Zivilisation» (Westkomponente).

Auf die ruhige, ethnisch einheitlich verlaufende Entwicklungsphase der bäuerlichen Kulturgruppen während der Jungsteinzeit folgte in einer eigentlichen Kupferzeit, im Zusammenhang mit der räumlich in die Weite greifenden Schifffahrt, eine Epoche des Umbruchs, die vermutlich auch von einer ethnischen Umschichtung begleitet war. Die Kupferzeit erfährt eine Gliederung in drei Zeitstufen, während welchen sich wenigstens vier Stilphasen ablösten (San Cono-Piano-Notarostil, Conzostil, Serraferlicchiostil, Malpassostil). Die Kontinuität zwischen den einzelnen Phasen ist hier viel weniger offensichtlich als in den vorangegangenen Gruppen des Neolithikums. Auch gibt die kupferzeitliche Keramik wesentlich mehr provinzielle Färbungen zu erkennen, die in einer Anzahl weiterer Stilgruppen zum Ausdruck kommen (Conca d'Oro, Sant'Ippolito usw.). Der Verfasser veranschlagt für die ausgeprägte, hauptsächlich von Anatolien her beeinflusste Kupferzeit eine verhältnismäßig lange Zeitspanne (etwa zeitgleich mit Almeria und Fontbouïsse). Die reine, aus der Kupferzeit hervorgegangene Bronzezeit wird in dem uns geläufigen Dreistufensystem behandelt. Die Capo Craziano-Kultur auf den äolischen Inseln und die Castellucio-Kultur auf Sizilien füllen zusammen mit einzelnen Glockenbecherinsprengeln die Frühbronzezeit aus. Die Differenzierung der beiden Gruppen verstärkt sich im darauffolgenden Zeitabschnitt, wo die äolische Milazzesekultur eine deutliche Verbindung zum Festland erkennen läßt, während sich die an der Ostküste Siziliens aufblühende Thapsoskultur nach Malta ausrichtet. Die oft an schwer zugänglichen Orten erbauten Siedlungen in Verbindung mit Befestigungsanlagen und mehr noch die die Mittelbronzezeit stratigraphisch abschließenden Brand- und Schuttsschichten legen ein beredtes Zeugnis ab für umwälzende historische Ereignisse an der Schwelle zur Spätbronzezeit. Der Verfasser charakterisiert die nachfolgende Spätbronzezeit als Epoche des Niederganges, dem erst die griechische Kolonisation ein Ende bereitet hat. Auf

den äolischen, bis auf Lipari weitgehend entvölkerten Inseln entwickelte sich die ausonische, in mehreren Phasen faßbare Kultur, während sich auf Sizilien die Träger der litoralen Thapsoskultur ins gebirgige Landesinnere zurückgezogen haben und dort die Pantalica-Kultur begründeten, für die stadtartige Festen bezeichnend sind. Hier stellen sich bereits Probleme althistorischer Natur, insofern es gilt, die aus jener Zeit stammenden beziehungsweise eindringenden Völker, die Ausonier, Siculer und Morgeten mit bestimmten Kulturgruppen in Übereinstimmung zu bringen. Tatsache ist, daß die Insel beim Eintreffen der Griechen in zwei große ethnische Regionen (Siculer, Sicaner) aufgespalten war, deren archäologisches Material mehrere spätbronzezeitliche Stilvarianten von vorwiegend lokalem Gepräge aufwies. Ein Kapitel über sizilianische Hortfunde sowie verschiedene Register beschließen diese sehr anschaulich gestaltete und vor allem auch dem Fachmann zwecks rascher Orientierung höchst willkommene Informationsquelle über das vorgeschichtliche Sizilien.

Zürich

René Wyss

**Jacques Briard, L'âge du Bronze.** Collection *Que sais-je?* No 835, Presses Universitaires de France, Paris 1959. 127 p., 4 fig.

Présenter les connaissances actuelles au public cultivé, sous une forme à la fois précise et concise, tel est le but de cette intéressante collection et c'est à un savant breton, élève de M. Giot, que l'on s'est adressé pour traiter de l'âge du Bronze. Il a résolu avec intelligence les problèmes difficiles que posent les œuvres de vulgarisation archéologique: en effet, derrière des inventaires nombreux et longs qui permettent de caractériser les divers faciès culturels, se cachent des événements dont l'histoire serait passionnante, mais hélas! on ne peut en saisir encore que la structure générale qui satisfait le spécialiste, mais peut sembler bien squelettique à l'amateur. Celui-ci, s'il est curieux et patient, peut lire dans notre texte des inventaires assez complets, imprimés en petites lettres que le lecteur pressé peut sauter.

L'introduction donne d'ailleurs une idée de l'immense travail collectif qui fut nécessaire à l'élaboration des conceptions d'aujourd'hui: de *Worsaae* qui, le premier, se penchant sur les restes laissés par les populations disparues, distingua et

défini dans son acception scientifique la notion d'âge du Bronze, jusqu'aux savants modernes qui en distinguent parfois neuf phases échelonnées entre 1800 et 750 av. J.-Chr., on n'en finirait pas d'énumérer les grands noms ou de raconter les controverses, les accords et les progrès.

C'est surtout l'Europe occidentale dont s'occupe l'auteur et le plan qu'il a adopté pour son exposé montre bien les vagues successives, émises par le Proche-Orient, qui civilisent notre territoire.

Le premier chapitre évoque brièvement les premières apparitions du métal, au IV<sup>e</sup> et au III<sup>e</sup> millénaire, en Egypte, en Mésopotamie, dans la vallée de l'Indus, et donne plus d'importance à l'Anatolie et à Troie où, à une date déjà plus récente, on voit les civilisations du métal prendre une expansion puissante. Puis l'Egée – Cyclades, Crète, Hellade continentale et Mycènes – est traitée en détail, car son importance est grande pour l'intelligence des faits européens.

L'âge du Bronze ancien, précédé d'un âge du Cuivre qu'on appelle aussi Chalcolithique ou Enéolithique et dont l'importance varie beaucoup d'un pays à l'autre, éclate chez nous en un grand nombre de groupes régionaux. Le Bronze moyen laisse croire à une Europe plus unie, tandis que le Bronze final connaît de grandes perturbations dues à la diffusion de la civilisation des Champs d'Urnes. Il est impossible de résumer encore ces trois chapitres qui condensent déjà à l'extrême la masse immense des connaissances modernes.

On examine, pour finir, la question de la métallurgie dont les progrès des techniques métallographiques commencent à nous donner une idée.

Ce compte-rendu montre, je l'espère, la complexité des problèmes et la foule des connaissances dont ce petit livre de 127 pages fait le point. M. Briard a tenu son propos et l'on peut espérer que son travail éveillera des curiosités ou peut-être des vocations.

Aigle

Olivier-J. Bocksberger

**Stévan Celebonovic und Marc-R. Sauter, Am Ursprung der Kunst.** Gerät und Kunst der späten Altsteinzeit. Verlag M. Dumont Schauberg, Köln 1958.

Der einige Jahre zuvor unter dem Titel «Préhistoire» erschienene Band hat nun eine deutsche Ausgabe erfahren, die einige Änderungen aufweist, ganz besonders was den Text betrifft. Der

Photograph Celebonovic und der Prähistoriker Prof. Sauter ergänzen sich in ausgezeichnete Weise: 65 hervorragende Schwarzweißaufnahmen, zur Hauptsache von Geräten, Kleinkunstwerken und Wandbildern des Jungpaläolithikums werden auf 27 Seiten Text erklärt. Das Ganze ist ein seriöses Bilderbuch des späten Eiszeitalters, das dem Leser einen anregenden Einblick in die Hinterlassenschaften jungpaläolithischer Jäger gibt. Die mit großem künstlerischem Können aufgenommenen Einzelobjekte werden dank des leicht verständlichen Kommentars zu einem Ganzen verbunden und in den Gesamtverlauf der urzeitlichen Vergangenheit des Menschen eingeordnet.

Bern

H.-G. Bandi

**John Chadwick, Linear B. Die Entzifferung der mykenischen Schrift.** Deutsche Übersetzung von Hugo Mühlestein. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen/Zürich 1959. 188 S., 17 Abb., 2 Tafeln.

Wie bekannt sein dürfte, gehört die Entzifferung der sogenannten kretischen Linearschrift B, die dem jungen englischen Architekten Michael Ventris in den entscheidenden Phasen im Jahre 1952 gelang, zu den sensationellsten Entdeckungen auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft in den letzten Jahrzehnten. Es handelt sich bekanntlich um diejenige Schrift, die im Palast von Knossos auf Kreta nach etwa 1450 v. Chr. und in den mykenischen Palästen in Griechenland geschrieben wurde. Die Entzifferung war deshalb eine ganz besondere Leistung, weil in diesem Falle keine äußeren Hilfen vorhanden waren. Es gab keine Bilinguen, und sowohl die Sprache wie die Schrift waren zunächst beide unbekannt. Der bekannte entfernte Ausläufer dieser Schrift, die in Zypern für das Griechische in klassischer und noch frühhellenistischer Zeit benutzte kyprische Silbenschrift leistete keine wirkliche Hilfe und führte sogar nur auf Irrwege. Die Entzifferung war also ganz auf die sogenannte kombinatorische Methode angewiesen, nämlich die genaue Beobachtung und Auswertung der Besonderheiten der Schrift selber. Daß die Entzifferung gelungen ist, kann vernünftigerweise nicht mehr bezweifelt werden, dafür sprechen die Ergebnisse zu sehr für sich selber und sind die frappanten Bestätigungen zu gewichtig. Es hat zwar nicht an Versuchen gefehlt, das Ganze als ein Kartenhaus und eine riesige Selbsttäuschung zu entlarven, aber diese Angriffe beruhten zum

Teil auf stellenweise sogar böswilliger Unkenntnis der Entzifferungsgrundlagen, zum Teil auf willkürlichen Einwendungen. Es ist ausgeschlossen, daß eine falsche Entzifferung zu so frappanten und sich immer mehr verbessernden, sprachlich und sachlich bestens passenden Ergebnissen führen kann, wie es jetzt der Fall ist. Warum haben denn alle früheren Entzifferungen praktisch überhaupt keine brauchbaren Ergebnisse gebracht? Daß die für das Griechische sehr schlecht passende Orthographie dieser Schrift das Verständnis sehr erschwert und oft unsicher macht, ist kein ausschlaggebender Einwand.

Die Entzifferung dieser kretisch-mykenischen Schrift hat bereits eine Hochflut von Literatur hervorgerufen und zur Begründung eines eigenen Wissenschaftszweiges geführt, der schon über eine eigene Zeitschrift verfügt. Innerhalb dieser Literatur nimmt das hier in deutscher Übersetzung angezeigte Buch des Hauptmitarbeiters von Ventris einen wichtigen Platz ein. Es behandelt in vorbildlich klarer und instruktiver Weise zunächst die früheren vergeblichen Entzifferungsversuche, sodann nach einer kurzen Biographie von Ventris, der ja am 6. September 1956 im Alter von erst 34 Jahren bei einem Autounfall ums Leben kam, die in allen Stufen mit genauen Belegen dokumentierte, geradezu dramatische Geschichte der Entdeckung und die darauf folgenden Jahre des weiteren Ausbaus. Das Buch ist deshalb so wichtig, weil diese Entzifferungsgeschichte ungenügend bekannt war und die Zweifel und Kritiken gerade daran ansetzten. Es wäre jedenfalls manche Äußerung in dieser Richtung ungeschrieben geblieben und mancher Zweifel nicht entstanden, wenn dieses Buch früher geschrieben worden wäre. Es ergibt sich völlig einwandfrei, daß der so oft geäußerte Verdacht, Ventris sei bei der Entdeckung, daß es sich bei der in Linear B geschriebenen Sprache um Griechisch handelt, von einer vorgefaßten Meinung ausgegangen, gänzlich unbegründet ist. Im Gegenteil dachte Ventris bis zuletzt in erster Linie, und zwar an sich durchaus mit Recht, an eine dem Etruskischen verwandte Sprache, und noch als der griechische Charakter der Sprache tatsächlich bereits entdeckt war, hielt der Entzifferer das zunächst für ein Trugbild. Daß es von unerhörter Bedeutung ist, die Geschichte der griechischen Sprache plötzlich um ein halbes Jahrtausend weiter zurückverfolgen zu können,

muß wohl kaum besonders betont werden, ebenso wie die sachlichen Ergebnisse aus der Entzifferung der Täfelchen natürlich sehr wichtig sind, auch wenn sie zunächst eigentlich eher enttäuschend wirken. Es ist sehr zu begrüßen, daß Chadwick im 7. Kapitel dieses Buches in klarer und vorsichtiger Weise zusammenfaßt, was sich an solchen sachlichen Ergebnissen bis jetzt gewinnen läßt. Die deutsche Ausgabe ist ferner noch durch einen Nachtrag von Chadwick bereichert, der auf Neufunde hinweist, die seit der englischen Ausgabe gemacht worden sind und zum Teil neue schlagende Bestätigungen der Richtigkeit der Entzifferung bringen. Außer dem Bild von Ventris sind dem Buch einige Textabbildungen mit Proben von mykenischen Schrifttäfelchen und Schrifttabellen beigegeben. Die Übersetzung durch Hugo Mühlestein, der selber zu den aktiven Erforschern des Mykenischen gehört, liest sich gut und flüssig, ist im ganzen eher frei und sachlich natürlich zuverlässig, auch dann, wenn sich auch bei dieser Übersetzung hier und da kleinere Übersetzungsfehler finden lassen. Es ist jedenfalls ein echtes Verdienst bei der Wichtigkeit der Sache, dieses für ein größeres Leserpublikum bestimmte Buch ins Deutsche übersetzt zu haben.

Zürich

Ernst Meyer

**Josef Cibulka, Die Großmährische Kirche in Modrá bei Welehrad und die Anfänge des Christentums in Mähren.** Monumenta Archaeologica VII, Československá Akademie Věd, Prag 1958. 365 S., 24 Tafeln, 70 Textabb. (tschechisch mit deutscher Zusammenfassung; erweitert erschienen: Zur Frühgeschichte der Architektur in Mähren, in: Festschrift Karl M. Swoboda, 1959, 55–74).

Cibulka nimmt die neuerliche Ausgrabung (1953 durch Hrubý) einer 1911 freigelegten frühmittelalterlichen Kirche in Modrá bei Welehrad zum Anlaß, die Probleme um die Christianisierung Mährens und die bayrische Ostmission neu durchzudenken. Denn die Kirche kann auf Grund der Beigaben in den zugehörigen Gräbern in den Beginn (Cibulka) bzw. das 1. Drittel des 9. Jh. (Hrubý) datiert werden, d. h. sie reicht vor die Zeit der «Slawenapostel» Cyrill (Konstantin, † 869) und Methodois († 885), ab 863/864 in Mähren, zurück, die nach gängiger Ansicht das Land christianisierten.

a) Um 800 war Mähren bereits christlich, stellt Cibulka anhand von Texten und veränderter Begräbnissitte (Bestattung statt Verbrennung) fest.

b) Antwort auf die Frage, wer schon vor den beiden Missionaren und ihren Helfern das Christentum in Mähren allgemein machte, erwartet Cibulka von Rekonstruktion und typologischer Eingliederung des kleinen Kirchengebäudes: Es geht nach Cibulka letztlich auf insulare, speziell iroschottische Einflüsse zurück, nicht im Sinne, daß hier iroschottische Missionare tätig gewesen wären, aber indirekt über die westlichen Missionszentren, besonders Salzburg, Kremsmünster, Passau.

Jede noch so sorgfältige Abhandlung leidet, zusammengedrängt auf ein Résumé unter dem Zwang zu Verkürzung und Verallgemeinerung, auch wenn die Zusammenfassung wie hier einen relativ breiten Raum zur Verfügung hat. Wir wollen uns dessen bewußt bleiben und die folgenden Anmerkungen auf Grund des deutschen Résumés, das uns allein zugänglich ist, lediglich als Fragen zum zweiten Hauptpunkt des Buches vorbringen.

1. Aufenthalt und Tätigkeit von Iren im Salzburg des 8. Jh. sind bekannt (vgl. jetzt Margrit Koch, Sankt Fridolin und sein Biograph Balther, Geist und Werk der Zeiten, Heft 3, Zürich 1959), aber die von Cibulka (wie von Zibermayr, dessen erste Auflage er zitiert; 2. stark überarbeitete Auflage erschien 1956) angeführten Kronzeugen für iroschottischen Einfluß sind schon länger umstritten (Neumüller 61 f. und Holter 71 ff.) und seit der Neuerscheinung von Willibrord Neumüller und Kurt Holter (Der Codex Millenarius, Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs, Bd. 6, Graz-Köln 1959) nicht mehr als Beweisstücke für iroschottischen Einfluß zu brauchen: Tassilokelch, Cutbercht-Evangeliar und Codex Millenarius von Kremsmünster sind Werke südostdeutscher Kunst der letzten Agilulfingerzeit (beim Cutbercht-Evangeliar sind zwar Schrift und Miniaturenstil angelsächsisch (nicht irisches!), Text und Ikonographie verweisen aber auf Oberitalien und den christlichen Orient). Zibermayr und Cibulka nehmen Kremsmünster für den Kreis der kontinentalen Klöster irischen Charakters in Anspruch. Neumüller stellt fest, daß das Kloster der Regula mixta folgte, der vor dem Durchbruch der

Regel Benedikts vorherrschenden Klosternorm (d. h. die Mönche lebten secundum regulam S. Benedicti vel S. Columbanii ad modum instituti Luxoviensis), und daß die Mönche Germanen (Bayern) waren und eine Minderheit Romanen. Aus der sorgfältigen Interpretation des Codex geht, und das ist in unserem Zusammenhang das Wichtige, eine antike Tradition des Christentums im Alpenland Salzburgs hervor mit späteren religiös-kulturellen Einflüssen besonders von Süden, kaum aus dem Westen, «schon gar nicht von den britischen Inseln» (Neumüller S. 68).

2. Die Rekonstruktion des kleinen Kirchengebäudes bleibt unsicher: Nicht klar ist, ob die Stützen im Innern ursprünglich oder später zugefügt sind (vgl. S. 303 und S. 304); die vom Ausgräber als Suchsonde der Ausgrabung von 1911 aufgefaßten Gräben im Chor und vor demselben (S. 302 und S. 310) deutet Cibulka als Fundamentgräben innerer Unterteilungen – sollten nicht die Ausgräber von 1911 hier den Altar gesucht haben?

3. So bleibt als sicheres, zum Vergleich geeignetes Charakteristikum des Baues einzig die schmal-tiefe, rechteckige Apsis. Die rechteckige Apsisform überrascht an sich nicht und ist auf den Inseln wie auf dem Festland neben der runden Apsis anzutreffen; zwei der drei von Cibulka in der Swoboda-Festschrift abgebildeten Grundrisse früher mährischer Kirchen (Kirche A in Mikulčice und Vysoká Zahrada bei Dolní Věstonice) weisen ihn auf. Schmal und tief sind aber tatsächlich die meisten Presbyteriumsanlagen einfacher Kirchen auf den Inseln (wenigstens ursprünglich konstruktiv bedingt: vorkragendes «falsches» Gewölbe), doch gibt es diese Eigenheit auch auf dem Festlande. Um daraus bei einem vereinzelt Beispielen im abgelegenen Mähren mit Sicherheit auf insularen Einfluß schließen zu können, müßte der Beweis bei einer großen Zahl näherliegender Fälle (vgl. die Zusammenstellung S. 92 f. nach Kunstchronik 5, 1955, 118 f.) mit größerer Evidenz erbracht werden können. Wollte man insularen Einfluß für Modrá annehmen und daraus Schlüsse für die Herkunft des Christentums in Mähren ziehen, so müßte man wohl erklären, weshalb die andern frühchristlichen Kirchen Mährens seine Merkmale nicht aufweisen. Wichtiger scheint, daß ein gemeinsamer Zug aller von Cibulka zitierten insularen Bauten (einzig das späte Beispiel 9./10. Jh.

von Egilsay zeigt ihn nicht) beim Bau von Modrá fehlt: Die Abschnürung der Apsis durch Schuttermauern (Triumphbogen). Mit Boeckelmann (Grundformen im frühkarolingischen Kirchenbau des östlichen Frankreichs, Wallraf-Richartz-Jahrbuch, Bd. XVIII/1956, S. 27 ff.) muß man feststellen, daß der Grundrißtyp der einfachen Saalkirche mit rechteckiger Apsis, eine elementare Form von bloßem «Gerätecharakter», sich jeder zeitlichen und örtlichen näheren Eingrenzung entzieht, und daß sich eine besondere Trägerschicht nicht ausmachen läßt; vielleicht helfen Proportionsstudien weiter.

Zurzach

Hans Rudolf Sennhauser

**Glyn Daniel, The Megalith Builders of Western Europe.** Verlag Hutchinson, London 1958. 142 S., 8 Tafeln, 25 Textabb.

Was der Leser bisher in vielen, oft schwer erreichbaren Publikationen zusammensuchen mußte, findet er in diesem Buch übersichtlich zusammengestellt.

In den beiden ersten einführenden Kapiteln beschreibt und definiert G. Daniel die verschiedenen Typen der Megalithbauten Westeuropas, wobei er die Grabanlagen besonders eingehend behandelt. Er bringt einen kurzen Abriss der Geschichte der Megalithforschung (welche bereits um die Mitte des letzten Jahrhunderts einsetzte) und er berichtet über Erfahrungen technischer Art, die man z. B. beim Wiederaufrichten umgestürzter Steinblöcke machte.

Die Kapitel 3–6 (Northern Europe and Iberia, The Western Mediterranean, France, The British Isles) befassen sich mit der Herkunft, der Art, Verbreitung und Bedeutung der Megalithdenkmäler und ihrer Erbauer in den betreffenden Gebieten. Der Autor geht hier auch auf die zahlreichen über diese Probleme schon aufgestellten Vermutungen und Hypothesen ein. Er selbst kommt zum Schluß, daß der Gedanke mit großen Steinblöcken zu bauen wohl unabhängig an verschiedenen Orten entstehen kann, daß die Idee der Kollektivbestattungen aber im östlichen Mittelmeerraum beheimatet ist, von dort aus nach Westeuropa gelangte und dann in diesem Gebiet mit der vielleicht bereits bekannten Megalithbauweise zur Errichtung der eindrucksvollen Grabanlagen führte.

Da G. Daniel nur 131 eigentliche Textseiten zur Verfügung standen, mußte er sich darauf be-

schränken, manche Probleme, die der gewaltige Stoff stellt, lediglich zu streifen oder anzudeuten. Wer jedoch auf spezielle Fragen besonders eingehen möchte, findet unter «Books for further reading» für jedes Kapitel eine umfassende Liste weiterer Literatur, die auch Veröffentlichungen über außereuropäische Megalithen einschließt. Der Autor hat sich der Mühe unterzogen, den Inhalt der aufgeführten Publikationen stichwortartig anzugeben. Sein Buch wird so zu einem sehr guten Ausgangspunkt für die Einarbeitung in den Bereich der europäischen Megalithbauten.

Bern

Franka May

**Hildegard Dölling, Haus und Hof in westgermanischen Volksrechten.** Veröffentlichungen der Altertumskommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, Band 2. Aschendorff, Münster 1958. XVI, 89 S. mit einer Übersichtstabelle. DM 12.80.

Eine Arbeit von bewunderungswürdiger Akribie, dabei doch klar und übersichtlich. In der Einleitung bietet Hildegard Dölling einen Überblick über den Stand der Bauernhausforschung. Mit allem Nachdruck bezieht sie Stellung gegen die oft anzutreffende Mentalität in der Hausforschung, in den heutigen Haustypen Bauformen der Frühzeit zu sehen: «Wie fragwürdig es ist, von noch erhaltenen spätmittelalterlichen Haustypen auf die des frühen Mittelalters zu schließen, hat die neuere Archäologie gezeigt» (l. c. S. 3). Dölling sieht daher die Aufgabe ihrer Untersuchungen darin: «So soll im folgenden versucht werden, einen horizontalen Schnitt durch den vertikalen Verlauf der Geschichte zu legen und in ihm Haus und Hof durch ein Zustandsbild der fränkischen Zeit festzuhalten und zu betrachten.»

Es wird nun Gesetz um Gesetz unter diesem speziellen Gesichtswinkel durchgegangen: Lex Salica, Lex Ribuaria, Lex Baiuvariorum, Lex Alamannorum, Lex Thuringorum, Lex Frisionum, Lex Saxonum. Als Ergänzungen werden herangezogen: Heliand, das Freckenhorster Hebe-register und die Gesetze der Angelsachsen. Da das Thema auf die Westgermanen beschränkt bleibt, werden die Gesetze der Westgoten, Burgunder und Langobarden nicht mit einbezogen, was besonders für unsere schweizerischen Problemkreise wünschenswert gewesen wäre.

Gestützt auf diese sorgfältige Bestandesauf-

nahme kommt nun die Verfasserin zu einer klaren Zusammenfassung. Hier muß ihr besonderes Lob dafür gezollt werden, daß sie nicht nur eine rein historische Auswertung bietet, sondern stets auch mit den Augen des Archäologen die Quellen durchgegangen hat, indem sie jede Andeutung über die Baukonstruktion mitberücksichtigt hat. Dadurch wird diese Arbeit auch zu einem wertvollen Hilfsmittel für den Bodenforscher. Ja noch mehr: diese Arbeit springt vorderhand in eine Lücke der Bodenforschung ein, da es dieser bis heute – abgesehen von wenigen Ausnahmen – nicht gelungen ist, frühmittelalterliche Wohnbauten archäologisch zu fassen.

In einer Tabelle sind am Schluß der Arbeit die Ergebnisse der Untersuchung dargestellt. Es sei daraus lediglich die uns besonders interessierende *Lex Alamannorum* herausgegriffen: Dorf = villa (?), Hof = curtis, villa, Zaun = sepis, Wohnhaus = domus, casa, sala, Arbeitshaus = genicium, stuba (gl. badehus), Stall = domus, porcaritia, ovile, Vorratsgebäude = granica (gl. chornhus), scuria (gl. stadel), cellaria (gl. chellaria), spicarium.

Riehen/Basel

R. Moosbrugger-Leu

**Hansjürgen Eggers, Einführung in die Vorgeschichte.** Sammlung Piper. Piper & Co. Verlag, München 1959. 318 S., 30 Karten und Bildtabellen.

Das kleine Buch verdient herzliches Lob. Eggers schenkt uns eine «Einführung in die Vorgeschichte», die ebenso schlicht und anregend geschrieben wie aufschlußreich und lesenswert ist. Geschildert werden die Forschungsgeschichte, Probleme der relativen und absoluten Chronologie, der sogenannten «ethnischen Deutung» und der Gegenüberstellung archäologischer und literarischer Quellen. Der Autor behandelt diese Dinge ganz sachlich und macht uns unvoreingenommen mit Forschergestalten wie Oskar Montelius, Paul Reinecke und Gustav Kossinna bekannt. Aber eine Fülle von köstlichen und interessanten Einzelheiten und Anekdoten läßt den Laien vergessen, daß der Stoff eigentlich trocken ist und erheitert auch den mit der Materie vertrauten Leser. Auf diese Weise wird das Büchlein zu einer vorzüglichen, sehr empfehlenswerten Ergänzung der hervorragenden, aber schwerer zugänglichen und lesbaren «Geschichte der prähistorischen Forschung» von Ernst Wahle. Man möge es mir ver-

zeihen, wenn ich trotzdem einige kleine Mängel erwähne. So scheint mir z. B., daß der Titel eigentlich anders lauten sollte (etwa: Einführung in Geschichte und Methode der prähistorischen Forschung); denn es liegt nicht eigentlich eine Einführung in die Urgeschichte als solche vor. Obermaier war kein Deutsch-Österreicher, sondern ein eingefleischter Bayer, der in Wien studierte, in Paris, Madrid und Fribourg lehrte, und sein Vorname lautete Hugo, nicht Hans (S. 65). Ferner sieht der (nicht-deutsche) Leser nicht recht ein, warum es erwähnenswert sein soll, daß die Entdeckung der Höhle von Lascaux in der Dordogne «kurz nach dem Frankreich-Feldzug» erfolgte (S. 73).

Bern

H.-G. Bandi

**Ernst Egli, Geschichte des Städtebaues. Band 1: Die Alte Welt.** Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach/Zürich 1959. 371 S. mit 262 Photos, Plänen und 27 Karten. Fr. 55.–.

Der durch seine architekturhistorischen Studien bekannte Ernst Egli, Professor für Städtebau an der Eidg. Technischen Hochschule Zürich, befaßt sich im ersten Teil einer zweibändigen Geschichte des Städtebaues mit der vormittelalterlichen Erscheinung (bis 600 n. Chr.) der Stadt als der Siedlung einer städtischen Gemeinschaft. Der Entwicklung entsprechend gliedert er seine Darstellung in eine Epoche der Vorzeit, der Frühzeit und der Reifezeit und richtet dabei als Städtebauhistoriker die Aufmerksamkeit besonders auf die architektonischen Anordnungen und gegenseitigen Beziehungen der Häuser, Straßen, Plätze, Kultbauten und öffentlichen Gebäude in ihrer Bedeutung als religiöse, soziale, politische und wirtschaftliche Faktoren einer Stadt-Idee.

Für die verschiedenen Länder der antiken Welt ist die Entstehung der Stadt zeitlich recht gut zu bestimmen. Ableitbar aus den mannigfaltigen präurbanen Siedlungsformen sind im Verlauf des vierten vorchristlichen Jahrtausends in Mesopotamien, Palästina, Ägypten und im Iran über älteren, rein dörflichen Siedlungen städtische Anlagen entstanden. Handwerk und Handel, Werkstätten und Märkte entwickelten sich zu ortsbundenen Systemen und wurden zu maßgebenden Mittelpunkten städtischer Siedlungsstrukturen. Mit Recht stellt der Verfasser zwei andere, nicht minder wichtige Tatsachen in den Vordergrund.



Neben Handel und Handwerk haben vielfach religiöse Kultorte und wehrhafte Herrschersitze den Anfang einer Stadt gebildet. Die Maßnahmen zum Schutz von Leben und Gut gegen Überfälle zeigten sich im Bau von Befestigungen des Dorfes durch Wall, Graben, Palisade oder Mauer und führten häufig zur Ausbildung von Fluchtburgen und eines Kriegerstandes, was wiederum zu zweckdienlichen Anlagen zum Schutz und zur Beherrschung des Landes führte. Andererseits ließen die geistig-kulturellen Bedürfnisse Orte des Opfers und des Kultes, der Klöster und Tempel und der Priesterwohnungen entstehen. Weltliche Schutzmacht und Kult brachten die wichtigsten Fixpunkte der städtischen Anlagen. Bauern, Handwerker, Händler, Krieger, Kriegsherren und Priester, sie alle sind beteiligt an der Entstehung der städtischen Siedlungen, die bald den Charakter einer Dorfstadt, eines Marktes, einer bürgerlichen, d. h. echten Stadt, einer Fluchtstadt, bald den Aspekt einer Pfalzstadt (Residenzstadt), einer Priesterstadt oder einer anderen Stadtvariante aufwies.

«Indes, was uns nicht bekannt ist, ist der Sprung von diesem Entstehen der Stadt zu den ältesten Stadtbauideen; das Erdenken nämlich besonderer Anordnungen, die dann nicht zufällig, sondern planvoll und in einer gleichbleibenden Art erfolgen, und zwar derart, daß die Idee der Stadt zum Ausdruck des Umlandes, einer Nation, einer Stadtgemeinschaft, einer Lebensart wurde. Daß die sumerische Stadt ihre Hauptachse nach Südosten richtete, daß sie einen ovalen Umriss annahm und daß ihr Zentrum nordwestlich der Stadtmitte lag oder daß die Stadt der Indusleute ihre Stadtkrone in die Mitte der Westseite verlegte und sich dann nach den Weltgegenden mit einem regelmäßigen Straßensystem einrichtete, daß die ägyptische Stadt besondere Proportionen ihrer Abmessungen pflegte, die Stadt orientierte und das Wasser mit zum Bestandteil ihrer Stadtidee machte, und all dies schon in frühester Zeit, das ist es, was uns erstaunt. Zwischen den Uranfängen der Stadt und den geschilderten, gereiften Anlagen liegt aber zu wenig Zeit, um diese mit einer langen, sich langsam klärenden Überlieferung zu begründen. Nichts deutet darauf hin, daß diese Stadtideen irgendwie nach mancherlei Versuchen entstanden wären. Sie sind mit einemmale einfach da» (S. 361). Eine gemeinsame direkte Quelle scheint nach den Ausführungen des Verfassers nicht existiert zu haben;

die Stadtideen der frühesten städtischen Kulturen sind von Anfang an verschieden. Indessen wird – ganz abgesehen von den literarischen Quellen – schon bei der Betrachtung ihrer Grundrisse deutlich, daß religiöse und kultische Vorstellungen in der Anordnung, Beziehung und Orientierung zugrunde liegen müssen. Die frühen Städtebauten sind transzendent; ihre Erbauer suchten offensichtlich eine Einordnung in die Zusammenhänge und Wirkungen der Natur. Ihre Stadtidee bzw. ihr Stadtwerk war gewissermaßen ein sinnvolles Abbild der überirdischen Ordnung auf Erden und entsprach ihren eigenen religiösen und philosophischen Anschauungen und Systemen. Wenn man weiß, welche Bedeutung dem Priesterstand in jenen ältesten Stadtkulturen zukam, wundert man sich nicht über den transzendenten Charakter der Stadtarchitektur.

Der Einbruch fremder Völkerschaften wie der Achäer, Hethiter, Mitannis, Hyksos, Skythen, Kelten u. a. brachte in die alte urbane Welt tiefgreifende Veränderungen. Die siegreichen neuen Oberschichten beherrschten die Völker; sie blieben ihren alten Siedlungsvorstellungen weitgehend verhaftet und errichteten Burgen, Pfalzen und machtvolle, glänzende Königssitze. Dennoch erlebte das urbane Denken eine Renaissance, zu wiederholten Malen in China in der immer reineren Ausprägung chinesischer Stadtkultur, im nachvedischen Indien und im ägäischen Raum. «Die griechische Stadt, mit ihren Wurzeln und durch ihre frühen Standorte mit früherem Wissen verbunden, begleitet die Wandlung des griechischen Menschen vom kriegerischen Bauern zum streitbaren Städter. Was sich der Grieche bewahrte, das ist die Verbundenheit mit der götterbelebten Natur und die Freiheit, die der Menschenwürde entsprang. Seine Stadt wurde in allen Anordnungen bis in die Einzelheiten von Plan und Architektur eine Welt freier Unverbundenheit, einzig unter das Gesetz von Hybris und Nemesis, Übermut und Vergeltung gestellt. Dem Menschen, so sagt dies Gesetz, komme in allen Dingen dieser Welt ein Maß zu, über das er sich nicht ohne Strafe erheben könne. Hierin liegt das Geheimnis des Ebenmaßes und der Schönheit der griechischen Welt. Für den Stadtbau bedeutet dies, daß nicht allein Sonne und Wind, über- und unterirdische Kräfte die Anlage der Stadt bestimmen, nicht allein die Furcht vor Göttern und Herrschern, sondern

daß es der freie Bürger war, der die ihm gemäße Umwelt schuf. Die Stadt erhellt sich wie das Antlitz der griechischen Plastik: es ist, als ob alles Starre sich gelöst hätte unter der befreienden Geste edler Vernunft» (S. 363). Die griechische Stadtbaukunst brach mit dem autochthonen Städtebau starrer Bindung und uralter Überlieferung; sie schuf eine befreite, menschliche Stadt, deren Wesen durch Hellenismus und Rom bis auf den heutigen Tag weiterwirkt.

In einer dritten Entwicklung endigt der Städtebau der Antike: im «imperialen» Städtebau, der von den hellenistischen Staaten auf die Römer übergeht. Die Stadt wird Stützpunkt der Kolonisation und Demonstration staatlicher Macht und Größe; ihr Anliegen ist vielfach die urbane Organisation ihres Machtbereiches. Die große architektonische Begabung der Römer und die zur Verfügung stehenden neuen Konstruktionsmittel kennzeichnen diese letzte Phase. – Das Mittelalter und die neuere Zeit wird der Verfasser im zweiten Teil seines Werkes zur Darstellung bringen.

Ernst Egli gliedert seine Stadtbaugeschichte in die genannten Kapitel über die Vorzeit, die Frühzeit und die Zeit der klassischen Antike; er behandelt dabei in jeder Epoche die Stadtbauanlagen der Gebiete Nordafrikas, des Zweistromlandes, Vorderasiens, des Irans, Kleinasiens, der Ägäis und ihres Hinterlandes, des westlichen Mittelmeeres, Indiens und zuletzt Chinas. In den Unterabschnitten wird über jedes Gebiet erst eine Skizze der allgemeinen geschichtlichen und kulturellen Entwicklung gegeben, dann ein Abriß über ihre Stadtbaugeschichte und zuletzt eine ausführliche Beschreibung und Dokumentation der wichtigsten Städte mit vielen Planzeichnungen, Ansichten, Proportionsschemata und Karten. Ein immenses Material ist hier gesichtet und verarbeitet worden. Die klare Disposition, die sachliche Darstellung und die souveräne Beherrschung des Stoffes verraten den Fachmann der Architekturgeschichte, dem es in erster Linie auf die Realitäten in der Architektur ankommt und der jede überspannte, spekulative und unwissenschaftliche Betrachtung meidet. Das große Verdienst des Autors liegt darin, daß er das umfangreiche Quellenmaterial erstmals so übersichtlich und umfassend vorgelegt hat; es ist daraus ein geradezu vorzügliches Handbuch des antiken Städtebaus entstanden.

Basel

Rudolf Degen

### Rudolf Feustel, *Bronzezeitliche Hügelgräberkultur im Gebiet von Schwarzburg (Südthüringen)*.

Mit Beiträgen von H. Jacob, Th. E. Haevernick, H.-J. Hundt, H. Otto, K. Schlabow. Vorwort von G. Behm-Blancke. 104 S., 57 Tafeln, davon 2 Karten, 1 Plan. Weimar 1958 (Band 1 der Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens, herausgegeben von G. Behm-Blancke). DM 28,50.

In diesem ersten Band der Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens in Weimar hat Rudolf Feustel einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntnis der süddeutschen Hügelgräberkultur geleistet, indem er die Materialien aus bronzezeitlichen Grabhügeln Südthüringens vorlegte. «Südthüringen gehört geologisch-geographisch und bis in die Gegenwart hinein in gewissem Sinne auch kulturell zu den benachbarten hessischen und fränkischen Landschaften. Nach Norden bildet dagegen der langgestreckte Gebirgszug des Thüringer Waldes einen Sperrriegel. So nimmt nicht wunder, daß die heute südthüringischen Gebiete während der Bronzezeit von den Trägern der süddeutschen Hügelgräberkultur dicht besiedelt waren» (Einleitung). Bei den im vorliegenden stattlichen Band präsentierten Funden handelt es sich nun nicht einfach um Material, welches aus den im Zuge der nun bereits hundertjährigen Altertumsforschung geöffneten Grabhügel stammt, vielmehr wird hier der Forschung Fundgut unterbreitet, das anlässlich von sogenannten *Rettungsgrabungen*, welche das Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens in den Jahren 1954–1957 durchgeführt hat, zum Vorschein kam. «Der Wert der neuen Funde liegt (deshalb) nicht nur darin, daß sie den bisherigen Materialbestand wesentlich erweitern, sondern daß jetzt einwandfreie Fundkomplexe zur Verfügung stehen, und daß vor allem eine Anzahl Gewebe-, Schnur- und Lederreste erstmals Einblick in die Textilkunst der Hügelgräberkultur gewährt und damit auch eine Rekonstruktion der Tracht gestattet» (Einleitung).

Über *Grabbau und Grabsitte* weiß der Verfasser nun zum Bekannten einiges und wesentliches Neues zu ergänzen. Die Leiche wurde beerdigt und auf ein Totenbett gelegt. Gelegentlich war eine feine weiße Sandschicht als Unterlage für den «Sarg» zu konstatieren, in der hin und wieder Sandsteinkugeln vorgefunden wurden, deren Sinn

und Zweck unbekannt geblieben sind. Kohle- und Ascheflecke dürften auf den Brauch von Totenfeuern hindeuten und vereinzelte Tierknochen vom Leichenschmaus herrühren, obwohl Tieropfer nicht ausgeschlossen sind (z. B. Schwarz Nr. 2). Birkenteer oder zerschmolzener Bernstein weisen eventuell auf Abbrennen von Fackeln hin (weihrauchartiger Duft?). «Ehe man den Verstorbenen beerdigt hat, mögen mehrere Tage vergangen sein; denn die erhaltenen Skelettreste sind oftmals von Fliegenlarvenhüllen geradezu besät.» (S. 2). Das Totenbett oder der Sarg wurden entweder mit bloßer Erde überdeckt oder in einer aus Holz oder Stein (Trockenmauerwerk oder hochgestellte Steinplatten mit Holzdecke) konstruierten Kammer beigesetzt, wobei die Steinkonstruktion offensichtlich im Laufe der Zeit zugenommen haben muß. Der Steinkranz war offenbar üblich; kreisrund oder oval, beides kommt vor, ebenso Trockenmüerchen oder bloß aneinandergereihte Steinblöcke. Der Hügelaufwurf dazwischen bestand meist aus Sand und Erde; es gab aber auch Hügel, «die einem großen ‚Steinhaufen‘ gleichen oder aus schuppenartig übereinandergelegten Blöcken errichtet wurden» (S. 3). «Zahl und Anordnung der Gräber innerhalb eines Hügels schwanken beträchtlich», wobei Mehrfachbestattungen durchwegs exzentrisch deponiert sein konnten. Eine spezielle Orientierung gibt es nicht.

Das *Fundmaterial* schied R. Feustel in «Waffen und Geräte», «Schmuck», «Holzuntersuchungen und Pollenanalysen» (Helga Jacob), «Textilien und Leder» (Karl Schlabow), «Spektralanalytische Untersuchung der Metallfunde» (Helmut Otto, Leuna).

Die Abteilung «*Waffen und Geräte*» umfaßt: Dolche (in verschiedensten Größen, das gebräuchlichste Ausrüstungsstück für Männergräber, bis auf einen einzigen Vollgriffdolch, zudem eine «Kümmerform», Griff durchwegs aus «organischem Material» [S. 5]), Schwerter (ein Griffzungenschwert, Sprockhoff Typ Ia, drei weitere Stücke anderer Art), Messer (spärlich und wenig typisch), Sicheln (sogenannte Rebmesserform, aber auch stärker geschwungene), Beile und Meißel (Randleistenbeile, nur ein (mittelständiges) Lappenbeil, Absatzbeile «böhmischer Form» in der Oberpfalz, ein «südwestdeutsches» Absatzbeil aus Dermbach; ein Absatzmeißel), Pfeilspitzen (Tüllenpfeilspitzen, deren Flügel meist in Widerhaken auslaufen, wenige).

Die Abteilung «*Schmuck*» zeigt Nadeln diverser Formen, dann Radnadeln, Brillennadeln, Halskragen, Halsringe und -ketten, Armspiralen, Armringe und -bügel, Armbänder, Arm- und Fußbergen, Ohrringe, Scheibenanhänger, Brillenspiralen, Hakenspiralen, Tutuli und Ösenscheiben, Gold (kleine Ringe, Spirälrollchen, Goldauflagen, Drahtreste), Bernstein (zum Teil in großen Ketten, mehrfach durchlochete flache sogenannte «Schieber»). Den Glasperlen widmete Thea E. Haevernick ihre Aufmerksamkeit, und zwar ausgehend von einer einzigen, aus dem behandelten Studiengebiet bekannt gewordenen *Glasperle* (von Schwarz, Frauengrab 12) führte sie «eine ganze Reihe von Glasperlenfunden in Mitteleuropa auf (S. 20).

Von den *Holzuntersuchungen und Pollenanalysen* sei hier u. a. festgehalten: «Die Rindenstücke, die auf Schmuckstücken lagen ..., sind wohl von Stämmen heruntergefallen, die sich über den Leichen befanden» (S. 23, Holzdecke!). «Die Dolch- und Messerscheiden bestanden in der Regel nur aus Rinde» (Eiche, eventuell Linde, einmal auch Erlenrinde), Scheide manchmal mit Fell umhüllt und ebenso ausgestaffiert. Pfeilschäfte, auch Beilschäfte, aus Eichenschößlingen oder -ästen. Das Waldbild erfährt eine sehr gute Darstellung durch die präzisen Erörterungen anhand der Pollenanalysen.

An *Textilien* konnte ausgeschieden werden: Tuchgewebe (Wolle), Schleiergewebe (Wolle), Schnüre (Wolle, einmal gedrehter Darmstreifen). *Leder* wurde zu Riemen verarbeitet, als Schutz unter Armspiralen und als Beutel verwendet.

Anhand von «*Spektralanalytischen Untersuchungen der Metallfunde*» konnten mehrere Analysentabellen aufgestellt werden, wovon hier aus der Zusammenfassung (S. 48) folgendes erwähnt sei: Die Bronze enthält meist mehr als 10% Zinn. «Das ‚Grundmetall‘ führt außerdem noch schwache Silbergehalte, ziemlich erhebliche Arsen- und Antimonbeimengungen und meist größere Nickelgehalte.» Die Metalle stammen offensichtlich aus mitteldeutschen Erzen, und zwar Kupfer und Zinn. Andere Bronzen mit geringem Nickelgehalt müssen aus Kupfer hergestellt sein, das aus dem alpinen Raum stammt, wobei aber das Zinn ebenfalls mitteldeutsch sein muß.

In einer sich über 7 Seiten hinziehenden Zusammenfassung werden der Tracht, der sozialökonomischen Struktur und chronologischen und

kulturellen Stellung der südthüringischen Hügelgräberkultur längere Ausführungen gewidmet, auf die einzugehen der Zweck unseres Buchhinzweises erübrigt.

Ab S. 60 bis S. 102 folgt der Katalogteil «Grabungsberichte und Fundverzeichnis» mit Textabbildungen. Er ist gegliedert in «Gebiet von Schwarzsa» und «Übriges Südthüringen». Ein ausführliches Literaturverzeichnis und Ortsnameregister beschließen den wichtigen Band, der wahrhaftig viel Neues zur Kenntnis der süddeutschen Hügelgräberkultur zu bieten hat.

Uitikon ZH

Walter Drack

**Franz Fischer, Der spätlatènezeitliche Depotfund von Kappel (Kreis Saulgau).** Urkunden zur Vor- und Frühgeschichte aus Südwürttemberg-Hohenzollern, herausgegeben vom staatlichen Amt für Denkmalpflege, Tübingen. Heft I, Stuttgart 1959. 40 S., 29 Tafeln. DM 12.—.

Der bekannte, 1921 im südwestlichen Moorgebiet des Federsees aufgedeckte Depotfund von Kappel ist zu wiederholten Malen Gegenstand verschiedener Zeitschriftenaufsätze durch H. Reinerth, P. Goessler und O. Paret gewesen, ohne freilich je in seiner Gesamtheit eine Veröffentlichung erfahren zu haben. Franz Fischer hat nun dem nach einer Materialvorlage bestehenden Bedürfnis Rechnung getragen und die neue Schriftenreihe «Urkunden zur Vor- und Frühgeschichte aus Südwürttemberg-Hohenzollern» eröffnend, den spätlatènezeitlichen Depotfund von Kappel geschlossen publiziert. Der über 120 Objekte umfassende Komplex setzt sich aus Fundgruppen zusammen, die dem Moor zu verschiedenen Zeitpunkten entnommen wurden, was in bezug auf die genauen Lokalitäten nicht zuletzt auch Unklarheiten bewirkte, die zu beseitigen sich der Verfasser in Form einer tabellarischen Übersicht bemüht hat. Der Fund umfaßt Geräte und Werkzeuge sowie Beschläge aller Art, Bestandteile von Wagen und vor allem eine Reihe von charakteristischen, für die Spätlatènezeit typischen Bronzegefäßen, ferner einen formal ansprechenden Feuerbock und den vorderen Teil eines Blasinstrumentes aus Bronzeblech (Carnyx). Die Hauptmasse des Fundes setzt sich aus gebrauchsunfähigen Gegenständen zusammen, was F. Fischer veranlaßte, den Depotfund als Altstoffansammlung eines Händlers zu betrachten. Diese wohl zutref-

fende Deutung erhält besonderes Gewicht durch die Anwesenheit zweier Barren sowie die Tatsache, daß die Gegenstände häufig mittels einer Blechschere oder einer Metallsäge eine Zerkleinerung zwecks Verschrottung erfahren haben.

Was die Datierung des Komplexes angeht, stützt sich der Verfasser hauptsächlich auf die Metallgefäße in Anlehnung an die grundlegenden Untersuchungen J. Werners (Die Bronzekanne von Kelheim, Bayerische Vorgeschichtsblätter 20, 1954), H. J. Eggers (Der römische Import im freien Germanien, Atlas der Urgeschichte Bd. 1, Hamburg 1951) und O. Klindt-Jensens (La trouvaille de Kaerumbaard, Acta Archaeologica 12, Kopenhagen 1941) und weist ihn der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts zu. Die Metallgefäße sind hinsichtlich der Datierung von besonderem Interesse für entsprechende Funde aus Port sowie in bezug auf die Technik für die Kessel aus Sugiez und der Broye. – Auf Tafel 19 sind drei Randfassungsringe aus Eisen für Holzgefäße abgebildet, die ich jedoch auf Grund hiesiger Parallelen, bei denen der zugehörige Gefäßkörper erhalten ist, als charakteristischen Randbeschlag für Metallbehältnisse betrachte. Besonderer Erwähnung bedarf ein Messer mit einer nicht näher identifizierbaren Schlagmarke. Bei der Behandlung des schon erwähnten Feuerbockes begegnet der Verfasser sowohl hinsichtlich der Rekonstruktion als auch der stilistischen Ausprägung gewissen Schwierigkeiten. Dazu darf ergänzend bemerkt werden, daß die Verbindung von Vogelkopf mit Stierhörnern, wenn auch bisher nicht an Feuerböcken beobachtet, gerade als spezifisch für die keltische Gestaltungsart betrachtet werden darf. Erinnerung sei hier an den mit Wasservögeln und Stierköpfen verzierten Bronzering aus Port. Zu Recht deutet der Verfasser auch die beiden als Fabeltiere bezeichneten Köpfe von Wasservögeln (wohl Enten), entgegen früherer Auffassung, als Fragmente eines Feuerbockes.

Der Depotfund aus Kappel genießt den Vorteil, einem zeitlich eng begrenzten Horizont anzugehören. In mancher Beziehung erinnert er an ein ähnliches, sich zahlenmäßig jedoch viel bescheidener ausnehmendes Vorkommen aus dem Wauwilermoos. – Man ist F. Fischer dankbar für die textliche und zeichnerische Zusammenstellung des Altfundes, aus dessen Masse man bislang nur die

einer Veröffentlichung «würdigen» Stücke gekannt hat.

Zürich

René Wyss

**Fritz Fremersdorf, Das Römergrab in Weiden bei Köln.** Kunstdenkmäler des Landkreises Köln in Einzeldarstellungen, Bd. 1. Verlag der Löwe, Köln 1957. 72 S., 10 Textabb., 64 Tafeln. Geb. DM 28.—.

Das Grabmonument, das Fremersdorf hier vorlegt, ist eine alte Entdeckung aus dem Jahre 1843. 9 km westlich der Stadt Köln, an der nach Aachen führenden Straße, die bekanntlich im Altertum eine der großen Gräberstraßen des römischen Köln gewesen ist, stieß man bei Erdarbeiten auf eine Treppenanlage, welche zu einer länglich-rechteckigen Kammer von  $4,44 \times 3,55$  m lichter Größe führte. Überdeckt von einem Tonnengewölbe, enthält der heute restaurierte und zugängliche Raum an der Ostwand die Türe und an den übrigen Seiten je eine flach gewölbte, zum Teil mit Marmor ausgelegte Hauptnische, die wiederum je 5 kleine, halbrunde Nischen besitzt. Beiderseits der großen Nischen sind ebensolche kleine Nischen in den Wänden vorhanden; insgesamt sind es 3 große und 29 kleine Nischen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Bauwerk als Columbarium errichtet worden ist, d. h. als unterirdischer Raum zur Aufnahme von Aschurnen. Man hat diesem alten Fund keine große Beachtung geschenkt und seine Entdeckungsgeschichte ist eher unfreundlich. Es ist darum Fremersdorf zu danken, daß er die enorme Bedeutung dieses Denkmals erkannt hat und unter Berücksichtigung der alten Fundakten der Fachwelt erstmals eine brauchbare monographische Bearbeitung vorlegt.

Die Weidener Grabkammer ist einmal durch den nordwärts der Alpen sonst wenig bekannten Typus des Columbariums und zweitens durch die darin gemachten Funde wichtig. Außer drei Marmorbüsten eines Mannes, einer Frau und eines Mädchens fanden sich zwei Steinsessel, welche die genaue Nachbildung rohrgeflechtener Möbel mit gepolsterten Kissen darstellen. Solche Korbsessel sind z. B. auch auf den Neumagener Reliefs zu sehen. Fremersdorf deutet nun diese Sessel in den Grabkammern als Sitz der abgeschiedenen Seelen und weist darauf hin, daß diese Sitte im etruskisch-altitalischen Grabkult nachzuweisen ist. In eine solche Beziehung setzt er daher auch die großen

Hauptnischen, welche er als Klinen deuten möchte und die tatsächlich die formale Ausgestaltung einer Kline besitzen.

Der Verfasser weist darauf hin, daß die Vorstellung des Grabkultes, die Toten lagerten sich zum Mahl wie die Lebenden, auch die übliche Sitte des Liegens bei den Männern und des Sitzens bei den Frauen und Kindern einbezieht. Anhand von verschiedenen antiken Quellen versucht Fremersdorf zu belegen, daß die Sessel in Grabkammern als Sitz der weiblichen, die Klinen dagegen als Lagerstätte der männlichen Toten zu interpretieren seien. Sollte diese Erklärung auch für Weiden zutreffen, so wäre es ein beachtenswertes Denkmal mittelmeerischen Grabkultes im Nordteil des römischen Reiches.

Der künstlerisch bedeutendste Fund, ein Jahreszeiten-Sarkophag, lag zwar in der Grabkammer, muß aber ursprünglich in einem darübergelegenen Raum aufgestellt gewesen und beim Einsturz des Gewölbes in das Columbarium hinuntergesunken sein. Prof. Rumpf (Köln) datiert ihn in das spätere 3. Jh., Prof. Wegner (Münster) in die konstantinische Zeit. Die Kleinfunde gehören in das 2. und 3. Jh., doch möchte der Verfasser annehmen, daß der Bau der Kammer schon im 1. Jh. n. Chr. erfolgt sei. Der Reliefsarkophag beweist, daß neben den Brandbestattungen des 1. und 2. Jh. mindestens auch eine Körperbestattung aus späterer Zeit vorhanden gewesen sein muß. — Die Grabkammer von Weiden kann übrigens in gewissem Sinne auch für das römische Grabmonument unter der St. Stephanskirche in Chur zum Vergleich herangezogen werden.

Basel

Rudolf Degen

**André Grabar, Les ampoules de Terre Sainte.** C. Klincksieck, Paris 1958. 70 S., 56 Tafeln. DM 32.—.

Die Schatzkammern von St. Johann in Monza bei Mailand und der ehemaligen Abtei St. Columban in Bobbio bei Piacenza enthalten einzigartige gegossene Silberampullen, die laut ihrer Inschrift einst «geweihtes Öl von den heiligen Orten Christi», d. h. von Golgatha, enthielten. Den Fachleuten der frühchristlichen Archäologie waren die beidseitig figürlich verzierten Silberfläschchen seit langem bekannt, jedoch nur in ungenügenden Abbildungen; bis heute fehlte eine monographische Veröffentlichung mit guter Bilddokumentation.

Das große Verdienst André Grabars besteht nun darin, daß er diesen wichtigen Werken frühmittelalterlicher Kleinkunst eine kurze, aber sorgfältige und solide Studie gewidmet hat.

Bei den Ampullen von Monza handelt es sich um insgesamt 16 Exemplare, die im Gegensatz zu den nur in 20 Fragmenten erhaltenen Stücken von Bobbio vorzüglich erhalten sind. Nach einer Einführung in die gußtechnische Herstellung der Ampullen und ihre griechische Epigraphik beschreibt der Autor jedes Exemplar einzeln. Die beigegebenen photographischen Aufnahmen von Denise Fourmont zeigen alle Einzelheiten der mit Reliefs verzierten runden Seitenwände, meistens in vergrößertem Maßstab. Das ikonographische Programm umfaßt durchwegs bekannte Ereignisse aus der biblischen Geschichte wie die Anbetung der Hirten und der Heiligen Drei Könige, die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi; daneben finden sich auch Darstellungen von Mariä Verkündigung, Mariä Heimsuchung, Christi Geburt und Taufe im Jordan, von der Erscheinung des Herrn nach der Auferstehung und einzelner anderer Szenen.

Über die Zeitstellung der Ampullen von Monza gibt die recht glaubwürdige Tradition Aufschluß, wonach sie von der Langobardenkönigin Theodolinde († 625) gestiftet worden sind. Bei den Bruchstücken von Bobbio handelt es sich um dieselben Ampullentypen wie in Monza; ihre Auffindung in einem Behälter in der Krypta der von Columban im Jahre 612 erbauten Kirche sowie andere Befunde geben auch hier einen Hinweis auf die Zeit der Theodolinde. Gestützt auf kunsthistorische und epigraphische Belege kommt der Autor zum Schluß, daß die Ampullen aus der Mitte oder der 2. Hälfte des 6. Jh. n. Chr. stammen müssen, was der traditionellen Datierung entspricht. Aus gleichen Erwägungen kann auch an ihrer Herkunft aus dem östlichen Mittelmeergebiet nicht gezweifelt werden. Für Grabar steht die Herstellung der Ampullen in Palästina fest, er vertritt aber – entgegen den Vermutungen von Smirnov und Ainalov, welche palästinische Mosaiken und Monumentalgemälde als Vorbilder für unsere Ölbehälter postuliert haben – die Auffassung, daß Einflüsse aus Konstantinopel anzunehmen seien. Er mißt den byzantinischen Ateliers der östlichen Christenkapitale sowohl ikonographisch als auch stilistisch größere Bedeutung zu, als man es bisher tat. Die

Ergebnisse neuerer Forschungen bestätigen denn auch teilweise die Gedankengänge Grabars. Es bleibt allerdings offen, inwiefern byzantinische Kunsthandwerker, die ja nachgewiesenermaßen in kaiserlichem Auftrag im Heiligen Land gearbeitet haben, an der Verfertigung solcher Ampullen für die Wallfahrer zu den heiligen Stätten Christi beteiligt waren.

Die palästinischen Ampullen dienten der Aufbewahrung des geweihten Öles, das die Gläubigen von den heiligen Orten Jerusalems mit nach Hause brachten. Die Verehrung des Kreuzes von Golgatha, das seit seiner Auffindung durch Helena in der 1. Hälfte des 4. Jh. in großem Maße das Ziel der Pilgerfahrten war, bewirkte besondere religiöse Kultformen. Unsere Ampullen stehen damit in direktem Zusammenhang. Das in ihnen aufbewahrte Olivenöl erhielt durch die Berührung mit der Reliquie des Kreuzes, des «*ΕΥΑΙΟΝ ΖΩΗΣ*», eine segenspendende Weihung; es wurde zum «*ΕΑΙΟΝ ΕΥΑΙΟΝ ΖΩΗΣ*», das in der am Hals getragenen Ampulle dieselbe Bedeutung hatte wie alle andern Anhänger mit christlichen Motiven, die wir aus dem archäologischen Fundmaterial zur Genüge kennen und deren Funktion durch die antiken Schriftsteller bisweilen überliefert ist: Sie hatten den Träger zu beschützen und zu stärken, wobei ein apotrophäisches Moment sicherlich eine gewisse Rolle gespielt haben dürfte.

So sind die kleinen Ampullen von Monza und Bobbio ohne Zweifel einzigartige und wichtige Zeugen frühchristlicher Glaubensformen. Der Einfluß ihrer bildlichen Darstellung auf die Kunstwerkstätten der Länder, in welche sie die Pilger heimbrachten, dürfte nicht gering gewesen sein; es wäre gerade in bezug auf die Ikonographie eine verlockende Aufgabe, ihrer Auswirkung auf die Bilderzyklen des späteren 1. Jahrtausends nachzugehen. – So ausgezeichnet und anregend die Studie von A. Grabar ist, so muß doch gesagt werden, daß der bibliographische Apparat leider nicht befriedigt.  
Basel  
Rudolf Degen

**Albert Grenier, Manuel d'archéologie gallo-romaine.** Troisième partie: L'architecture. 2 vol., 1026 p., 324 ill. Editions A. et J. Piccard & Co., Paris 1958.

A la suite des précieux volumes du Manuel d'Archéologie Préhistorique et Celtique, œuvre de J. Déchelette, les éditions A. et J. Piccard & Cie,

à Paris, ont entrepris, il y a déjà longtemps, la publication d'un Manuel d'Archéologie Gallo-Romaine. Ils ont fait appel pour ce monumental ouvrage à M. Albert Grenier, dont on sait déjà les grands mérites.

Viennent de paraître, en 1958, deux volumes qui forment la troisième partie du Manuel; ils sont consacrés à l'architecture.

Dans son avant-propos, M. Grenier déclare que son étude ne lui procure qu'une satisfaction mitigée. Il a dû utiliser le plus souvent, dit-il, des plans anciens ou des relevés peu satisfaisants. Je suis certain que ses lecteurs ne partageront pas ses craintes.

Un manuel n'est ni un répertoire, ni un dictionnaire. C'est un «outil de travail». Celui-ci est parfait. Il procure aux chercheurs de nombreux éléments de comparaison, une foule de renseignements et de faits qu'il est indispensable de connaître et que personne ne peut, sans un labeur disproportionné, découvrir – ou interpréter.

Depuis le vieux manuel de Cagnat et de Chapot, l'architecture gallo-romaine était privée d'un ouvrage de compilation intelligemment fait et mis à jour. Les innombrables découvertes qu'a ménagé aux savants le sol de la France sont demeurées pratiquement inconnues, à une ou deux exceptions près. Nos aimables voisins ont publié en effet – surtout jusqu'à l'apparition de Gallia – leurs rapports et leurs travaux dans des revues dont la diffusion est presque toujours régionale. Elles ne sont ainsi pas mises à la portée de tous.

Grâce au manuel de M. Grenier, cet important ensemble de faits récents est porté à notre connaissance, et par un homme qui connaît à fond sa spécialité.

Après des notions préliminaires et générales sur l'architecture romaine, le premier volume est consacré à l'étude de l'urbanisme gallo-romain. Voilà un sujet qui n'a jamais été traité comme tel et qui l'est ici de façon magistrale. Les lignes générales et les principes appliqués dans tout l'empire se complètent de l'examen d'une quantité de particularités locales.

Suit l'étude des monuments des villes: portiques et capitales, forums, temples, basiliques, amphithéâtres, théâtres et cirques. Les détails pratiques les concernant ne sont pas écartés. Le champ d'examen est vaste; il passe les limites actuelles de la France et fait place, par exemple,

à certains monuments de Suisse (Vindonissa, Martigny, Augst, Avenches), du Piémont et de la vallée du Rhin.

On a ainsi, tout à la fois, un grand tableau général des monuments et des rapprochements fructueux; et aussi des études de détail remarquablement bien analysées.

L'illustration est très abondante. Quoi qu'en dise M. Grenier, elle est parfaitement suffisante pour l'intelligence du texte; elle le sera pour les chercheurs à l'affût d'une explication particulière.

L'ouvrage offre en outre ceci de présenter des monuments inconnus et méconnus; chacun connaît évidemment le théâtre romain d'Orange. Il est placé sur une grande route. Son état, presque intact, l'a rendu célèbre. Mais qui connaît celui d'Alba ou ceux de Cahors, du Mans ou de Soissons? Ils sont pourtant riches en enseignements et peut-être même davantage que telle œuvre classique et gigantesque, c'est-à-dire exceptionnelle.

La même observation peut être faite pour chaque sorte de monument. Qui connaissait, hormis quelques spécialistes locaux, les cryptoportiques du forum d'Arles, toujours debout? Ils ont permis à l'auteur de cette modeste recension de comprendre ce qu'étaient les galeries souterraines du forum de Nyon. Ils n'ont été publiés qu'en 1951 dans un ouvrage méritoire mais peu diffusé. Le manuel de M. Grenier les met à la portée de chacun.

Je dois dire encore un mot à l'intention des éditeurs, pour les remercier. Ces volumineux livres sont très bien imprimés sur papier glacé fort. Le texte en est lisible sans fatigue; les illustrations sont nettes. Cette bonne présentation représente un effort méritoire; elle rend la lecture de ces douze cents pages agréable, captivante et sans entrave d'ordre matériel.

Remercions M. Grenier de son important ouvrage – et attendons un dernier volume consacré aux monuments situés hors des villes, comme aux trouvailles faites depuis la parution des deux premières parties du manuel. Ce supplément rendra des services tout aussi importants que les volumes déjà parus.

Nyon

Edgar Pelichet

**Hans-Jürgen Hundt, Katalog Straubing, I. Die Funde der Glockenbecherkultur und der Straubinger Kultur. Materialhefte zur Bayrischen Vorgeschichte, Heft 11, 1958. Verlag Michael Lass-**

leben, Kallmünz/Opf. 58 S., 6 Textabb., 51 Tafeln, 2 Karten.

Das Straubinger Frühbronzezeitmaterial ist zum ersten Male in diesem Heft zusammenfassend publiziert. Damit wird eine beträchtliche Lücke für die Forschung geschlossen, sind doch die Funde des Straubinger Gebietes bisher nur sporadisch veröffentlicht worden. Nicht nur die älteren, zum Teil schon seit der Jahrhundertwende bekannten Bestände sind hier aufgearbeitet, sondern alle Funde bis Ende 1955 erfaßt.

Neben einer kurzen forschungsgeschichtlichen Einleitung gibt der Verfasser einen knappen siedlungs- und kulturgeschichtlichen Überblick. Daraus wird einmal mehr ersichtlich, wieviel des Materials leider aus Zufallsfunden stammt. Der größte Teil der Publikation ist dem gewissenhaft durchgeführten Katalog gewidmet, der, durch 51 vorbildliche Tafeln und 2 Karten ergänzt, das reiche Straubinger Material vorführt. Daß auch die Glockenbecherfunde des Gebietes miteinbezogen wurden, ist erfreulich, trotzdem dieser Kultur hier wohl kaum dieselbe Bedeutung als Grundlage zukommt, wie in weiter westlich gelegenen Gegenden.

Gesamthaft bedeutet der Katalog eine ausgezeichnete Arbeitsgrundlage für diesen wichtigen Kreis der Mitteleuropäischen Frühbronzezeit. Man kann dem Verfasser nur dankbar sein für die lange, mühevollen Arbeit. Mit größtem Interesse sieht man der in der Einleitung angekündigten Untersuchung der Kulturgruppe entgegen, die zweifellos Grundlegendes zum Problem der südbayrischen Bronzezeit beitragen wird.

Zürich

Madeleine Sitterding

**Heinz Kähler, Rom und seine Welt.** Bilder zur Geschichte und Kultur. 44 S. mit 9 Abb. und 290 Kunstdrucktafeln. Bayerischer Schulbuch-Verlag, München 1958.

Im Unterschied zu älteren, zum Teil neu aufgelegten Bildhandbüchern über die antike Welt (wie Wohlrab-Lamer, Zschietzschmann, Hense-Leonard) will der vorliegende Band, wie schon der Untertitel besagt, nicht Realien bieten, sondern die Geschichte des römischen Imperiums und dessen gestaltende kulturelle Kräfte bildhaft machen. Das Unterfangen, aus der Unzahl von Zeugnissen einer mehr als tausendjährigen Geschichtsepoche die wesentlichen auszulesen, setzt

nicht nur einen Überblick über das ganze vorliegende Material voraus, sondern auch – und vor allem – eine klare Idee dessen, was damit ausgesagt werden soll. Mit anderen Worten: der Verfasser müßte gleichzeitig eine gute archäologische und althistorische Erudition besitzen.

Heinz Kähler erfüllt diese Erwartungen. Die knappe Einleitung, die sich nicht in der Beschreibung der einzelnen Tafeln verliert, sondern das Wesen der römischen Kunst vor ihrem geschichtlichen Hintergrund entwickelt, läßt den ernsthaften Leser (der kein Fachmann zu sein braucht) eine sehr genaue Vorstellung römischer Kultur gewinnen.

In einem ersten, «Wesenszüge der römischen Kunst» überschriebenen Abschnitt (S. 5–27) beantwortet der Verfasser die Kernfrage nach der Originalität römischen Kunstschaffens. Unbeschadet des großen griechischen Einflusses, den die Römer freilich zugegeben und keineswegs als erniedrigend empfunden haben, beruht diese auf der vorwiegend in der Architektur und Plastik faßbaren, rein römischen Formprägung. So offenbart sich die Eigenart römischer Architektur u. a. in der Einbeziehung des Menschen in die architektonische Gestaltung; in der Plastik liebt der Römer mehr das naturgetreue Porträt als die Idealfigur. Klar geordnete Beziehung zum Raum und Wirklichkeitssinn in Architektur und Plastik einerseits, staatsmännische Klugheit und Bewußtsein einer politischen Sendung (das *regere imperio* Vergils) andererseits: all dies ist typisch römisch, niemals griechisch.

Die im zweiten Kapitel (S. 27–44) gesondert behandelten Epochen der römischen Kunst sollen hier nicht einzeln besprochen werden. Mit Recht zitiert der Verfasser in dem Abschnitt über die augusteische Klassik (die «erste Renaissance der abendländischen Kunstgeschichte»), nämlich der griechischen Klassik) die Forderung Vitruvs, es möchte neben die Amtsgewalt (*potestas*) des römischen Imperiums auch das mehrende Ansehen (*auctoritas*) der Architektur treten. Dieser zeitgenössische Wunsch belegt ja nicht nur die Staats- und Geschichtsverbundenheit römischer Kunst, sondern er zeigt auch, daß die augusteische Klassizität ein gewollter Zustand war. Republikanische Zeit und nachaugusteische Kaiserzeit sowie Volkskunst und Kunst der Spätantike werden in weiteren Kapiteln gerafft dargestellt. Der etruskische



Einfluß auf das frühe Rom und derjenige des Christentums auf die spätantike Kunst erfahren dabei ebenfalls ihre Wertung.

Lobend erwähnt, weil nicht selbstverständlich, sei der flüssige Stil des Verfassers und seine trefflichen Formulierungen.

Die Auswahl der Bilder darf als gelungen bezeichnet werden. Neben vielem, was verständlicherweise längst bekannt ist, steht bisher in Büchern dieser Art vergeblich Gesuchtes: so ein Luftbild des *ager Romanus* und des Hafens von Ostia, oder auch thematisch geordnete Tafeln mit Münzdarstellungen. Daß bei den Provinzialdenkmälern Deutschland zahlenmäßig vorherrscht, ist begreiflich.

Alles in allem: ein sehr erfreuliches Buch, dem wir auch in der Schweiz gute Verbreitung wünschen möchten.

Basel

Hans Bögli

**Paul Karnitsch, Die Reliefsigillata von Ovilava.** Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, Bd. 12. Linz 1959. 77 S., 187 Tafeln, 8 Abb., 1 Tabelle, 1 Karte.

1955 erschien die verzierte Sigillata von Lauriacum und nun liegt der sehr viel umfangreichere Band für Ovilava (Wels) vor. Gegenüber dem ersten Werk zeigt die neue Publikation mancherlei Vervollkommnungen. Den Hauptteil bildet das bewährte System der seitenweisen Gegenüberstellung der mustergültigen Zeichnungen des Verfassers mit dem bestimmenden Text. Dies bildet für den Benutzer die weitaus bequemste Präsentation eines solchen Bestandes. In der bekannten Kürze, Prägnanz und Treffsicherheit sind die Bestimmungen ausgeführt. Den mittelgallischen Sigillaten ist natürlich das inzwischen erschienene Werk Stanfield/Simpson sehr zugute gekommen.

Wie schon für Lauriacum hat der Verfasser auch hier wieder eine allgemeine Einführung geschrieben, die diesmal sehr viel ausführlicher geworden ist und eine übersichtliche Skizze der Entwicklung der Terra sigillata gibt. In zeitlicher Reihe werden die einzelnen Töpferzentren von Arezzo bis Trier charakterisiert, und zwar nicht nur beschränkt auf diejenigen, die nach Ovilava geliefert haben. Auch das Literaturverzeichnis ist um das Dreifache angewachsen und nennt sozusagen alle wichtigeren und vor allem sehr viele neuere Arbeiten über Sigillata ganz allgemein.

Was wir in der Einleitung vermissen, sind einige zusammenfassende Worte über die Geschichte und Entwicklung des Fundortes selbst, die vielleicht eher am Platz gewesen wären als die längere Beschreibung der italischen Töpfereien, der nur wenige kleine Bruchstücke unter dem Fundmaterial entsprechen.

Von speziellem Interesse sind im Falle von Ovilava vor allem Lezoux und Rheinzabern. Der Verfasser weist darauf hin, daß nach den Ergebnissen der Grabungen von Lauriacum die spätesten Daten für die mittelgallischen Töpfereien gegenüber den Bestimmungen von G. Simpson in England etwas früher im 2. Jh. angesetzt werden können. Für die Rheinzaberner Töpfer verspricht er in Bälde eine detaillierte Aufstellung der Daten im 3. Jh. Diese Töpfer sind deshalb noch nicht mit in die chronologische Tabelle am Schluß aufgenommen worden. Ein Anfang ist jedoch diesmal schon gemacht in der Veröffentlichung einer Liste von Schichten mit münzdatierten Rheinzabern- und Westerndorf-Sigillaten aus Lauriacum. Die zahlreichen Münzen der Severer sprechen eine deutliche Sprache, noch spätere Stücke sind dann allerdings selten. Wichtige Beobachtungen über die relative Chronologie einzelner Rheinzabern-Töpfer (S. 42 ff.) sollten möglichst auch noch von anderen Fundorten her ihre Bestätigung finden.

Wenn man nun eine vergleichende Gesamtliste von Lauriacum und Ovilava aufstellt, so ergeben sich Akzentverschiebungen, die die historische Stellung beider Orte recht gut kennzeichnen:

	Lauriacum	Ovilava
italisch (meist padanisch) .	3	11
südgallisch (meist La Gr.)	15	162
Banassac . . . . .	5	89
Lezoux . . . . .	28	269
diverse mittelgallische . . .		31
Elsaß . . . . .	6	42
diverse ostgallische . . . . .		18
Rheinzabern . . . . .	550	600
Westerndorf . . . . .	85	24
diverse späte (3. Jh.) . . . .	14	7
	<hr/> 706	<hr/> 1267

Die zeitliche Gliederung stellt sich in groben Umrissen nach den neuen Datierungen für Ovilava wie folgt:

<i>1. Jb.:</i>		<i>Mitte + 2. H. 2. Jb.:</i>	
italisch .....	11	Lezoux .....	248
La Gr. ....	159	Lubié .....	14
Banassac .....	10	ostgallisch ....	13
	180	Rheinzabern ...	183
			458
<i>Trajan bis Mitte 2. Jb.:</i>		«Um 200»:	
La Gr. ....	3	Rheinzabern ...	75
Banassac .....	79		
Lezoux .....	21	<i>3. Jb. (1. Hälfte):</i>	
mittelgallisch ..	31	Rheinzabern ...	342
Elsaß + ostgall.	47	Westerndorf u. a.	31
	181		373

Aus der Betrachtung dieser Zahlen wird deutlich, daß in Ovilava die Importmenge an reliefierter Terra sigillata im 3. Jh. gegenüber der 2. Hälfte des 2. Jh. schwach zurückgeht, während sie in Lauriacum, wo in den achtziger Jahren des 2. Jh. das Legionslager gegründet wurde, erst im 3. Jh. voll einsetzt.

Die verhältnismäßig große Zahl von Lezoux-Sigillaten in Ovilava ist bemerkenswert und man hofft, daß nun langsam der Zeitpunkt doch näher rückt, an dem begonnen werden kann, mit Kartierungen und vergleichenden Tabellen die Fragen der Terra sigillata-Exporte der einzelnen Produktionszentren im 2. und 3. Jh. angreifen zu können. Der vorliegende Band ist ein ausgezeichnete und zuverlässiger Wegbereiter dafür. Er erleichtert das Bestimmen anderer, ähnlicher Bestände ungemein und bedeutet vor allem für die Kenntnis der Rheinzabern-Sigillata einen großen Fortschritt. Zum Schluß einige ganz geringfügige Notizen: Die Scherbe Tafel 160, 1 in der Art des IVLIVS I von Rheinzabern ist ein seltenes Beispiel für eine sinnreiche Komposition in dieser Spätzeit. Hier ist offensichtlich eine Arenaszene dargestellt mit den Zuschauern im Hintergrund und dem Rennfahrer, der soeben um die Meta gewendet hat. Das häufig wiederkehrende, beliebte Ornamentmotiv wie etwa Tafel 120, 6 oben in dem hängenden Bogen, ist nicht eine Palmette, sondern ein Akanthusblatt. Die Aussage, daß die Form Dr. 29 in La Graufesenque von «20–84 n. Chr.» hergestellt wurde (S. 9) ist denn nun doch wohl eine gewisse Überschätzung unserer Datierungskünste! – Aber für alle neuen Anhaltspunkte, die uns der Verfasser gegeben hat, sind wir ihm dankbar, und die Forschung wird sie als wichtige Bausteine zu verwerten wissen.

Zürich

Elisabeth Ettlinger

**R. Laur-Belart, Über die Colonia Raurica und den Ursprung von Basel.** 1. Aufl. 1957, 2. Aufl. 1959, Wepf & Co., Basel. 88 S., 8 Tafeln.

Daß der Auftrag, die vorliegende, anlässlich der 2000-Jahr-Feier der Stadt Basel der Jugend gewidmete Schrift über die Colonia Raurica zu verfassen, dem langjährigen Ausgräber dieser römischen Stadt, R. Laur, erteilt wurde, versteht sich beinahe von selbst. Obschon die gewollt (und gekonnt) popularisierende Art der Darstellung den Verfasser des öfters zwang, zu umstrittenen Problemen eindeutig Stellung zu nehmen, gibt dieses Büchlein einen guten Überblick über den derzeitigen Stand der Forschung.

Das einleitende Kapitel bringt eine gerafft Darstellung der geographisch-politischen Bedeutung des Platzes Basel. Die Einwanderung der Helvetier und Rauriker kommt im zweiten Abschnitt zur Sprache, der in einer breiteren Darstellung des Auswanderungsversuchs dieser Völker endet. Der Verfasser wendet sich dabei gegen die gängige Wertung der Schlacht bei Bibracte als eines römischen Sieges. Daß die Helvetier ihrem Gegner ein *foedus* abzuringen vermochten, ist zwar zweifellos ehrenvoll; aber weder dies noch das «Unentschieden» der Schlacht selbst berechtigt uns, den Sieg Cäsars wegzuzinterpretieren: Sieger ist schließlich, wer die Macht hat, seinen Willen durchzusetzen.

Der Verfasser diskutiert sodann das strittige Problem des Hafensorts Arialbinnum. Im Lichte der neuesten Forschung wird man in der Datierung eher wieder dem Ansatz Majors (ASA 1938, 251) folgen wollen. Falsch wird unseres Erachtens die Funktion des Ortes bestimmt. Es kann sich bei Arialbinnum nicht um eine «auf Geheiß Cäsars» (S. 16) gegründete Siedlung mit einer Schutzaufgabe für das Rheinknie handeln, einmal, weil es eine reine Zivilsiedlung der Rauriker gewesen zu sein scheint, und zum andern, weil diese Aufgabe der wenige Jahre später gegründeten Colonia Raurica zufällt. Die schon von früheren Forschern den Raurikern und Helvetiern zugeordnete Rolle der «Wacht am Rhein» ist mit Recht abgelehnt worden (K. Christ, Schweiz. Z. Gesch. 5, 1955, 459, Anm. 30; K. Kraft, Jb. Röm.-Germ. Zentralmus. Mainz 4, 1957, 85), da in dieser Zeit keine akute Germanengefahr bestand. Richtig ist hingegen zweifellos die Bemerkung (S. 19), daß Cäsar die strategische Wichtigkeit des Rhein-

knies aus eigener Anschauung kannte. Nach der Meinung des Verfassers (der darin weitgehend F. Staehelin folgt) wäre dieses Aerialbinnun von Munatius Plancus zerstört worden zur Strafe dafür, daß es mit den zum Oberrhein vorgedrungenen Raetern gemeinsame Sache gemacht hätte.

Der anregend geschriebene Abschnitt über die Gründung der Colonia Raurica kann hier nicht eingehend analysiert werden. Zur Lage der Colonia nur soviel: Augst kann nicht den Endpunkt einer Straße Lyon–Nyon–Augst bilden, denn diese Straße führt, strategisch und handelspolitisch gesehen, nirgends hin.

Daß auf dem Basler Münsterhügel ein Druskastell gestanden hat, wird nach der Beweisführung des Verfassers sehr wahrscheinlich. Großräumige Ausgrabungen werden auch hier Gewißheit verschaffen.

Die ansprechendsten Teile unserer Schrift sind zweifelsohne die Schilderung der Stadt Augusta Raurica und ihres Lebens in den ersten zweieinhalb Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (S. 37–53) sowie die Beschreibung der Alamanneneinfälle des dritten Jahrhunderts (S. 53–60). Die Rolle des Castrum Rauracense, in dem im vierten Jahrhundert die Colonia weiterlebt, wird ebenfalls sauber herausgearbeitet.

Nach wie vor ist man für die Lokalisierung der von Ammian genannten Festung Robur auf Vermutungen angewiesen. Man wird trotz der neuesten archäologischen Untersuchungen in Groß-Basel dieses Robur weiterhin mit R. Laur und anderen Forschern auf der rechten Rheinseite suchen müssen. Wahrscheinlich wurde unter Valentinian eine von den Anwohnern «Robur» genannte Siedlung in einen befestigten Brückenkopf mit dem Namen «Contra Basiliam» (oder ähnlich) umgewandelt.

Das letzte Kapitel endlich gibt einen Überblick über das kaum bekannte fünfte und das etwas besser erforschte sechste Jahrhundert. Ein paar Tafeln mit repräsentativen Fundgegenständen und Rekonstruktionsversuchen runden das Büchlein ab, das der interessierte Laie (an den es sich wendet) mit Gewinn und der Fachmann mit dem erneuten Bewußtsein aus der Hand legen wird, daß noch viele Probleme der Lösung harren.

Basel

Hans Bögli

**Henri Lhote, Die Felsbilder der Sahara.** Entdeckung einer 8000jährigen Kultur. Verlag An-

dreas Zettner, Würzburg-Wien 1958. 263 S., zahlreiche Abbildungen, zum Teil mehrfarbig. DM 19.80.

Die weit zurückreichende und unerhört vielseitige steinzeitliche Vergangenheit Afrikas kommt nicht zuletzt auch in einem großen Reichtum an Felsbildern zum Ausdruck. Dies gilt vor allem für Nordafrika, auf dessen Felsbilderzentren man seit 1847 aufmerksam geworden ist. Zu Beginn unseres Jahrhunderts widmeten der Franzose G. B. M. Flamand und der Deutsche L. Frobenius ihnen eingehende Untersuchungen. Viele Probleme, vor allem die zeitliche Stellung bzw. Abfolge der Bilder konnten aber bis heute noch nicht befriedigend geklärt werden. Auch ist offenbar noch längst nicht alles erfaßt, so daß es immer wieder zu Entdeckungen kommt, wodurch unser Wissen über die vorgeschichtliche Felskunst dieser Zone allmählich ergänzt wird. Das vorliegende Buch ist eine Übersetzung der französischen Originalausgabe «A la découverte des fresques du Tassili» (Arthaud, Paris 1958) und befaßt sich mit einem Felsbilderzentrum, das erstmals im Jahre 1933 durch den Mehraristenoffizier Brenans in der gebirgigen Zone des Tassili n Ajjer, dem an der fezzanischen Grenze gelegenen Teil der algerischen Sahara entdeckt worden ist. Lhote hat dort 1956/57 während 16 Monaten mit einer Equipe von Zeichnern, Photographen und weiteren Helfern gearbeitet. Sein Buch ist eine kurzweilig geschriebene Schilderung des Expeditionsverlaufes, wobei allerdings da und dort wissenschaftliche Fragen angeschnitten und eingeflochten sind. Der eigentliche wissenschaftliche Bericht steht aber wohl noch aus.

Die zahlreichen, meist an Felsüberhängen angebrachten Gravierungen und Malereien verraten, daß in der heute zur Einöde gewordenen, fürchterlich trockenen Felsenlandschaft des Tassili n Ajjer einst reges Leben pulsiert haben muß. Menschen, in den verschiedensten Handlungen begriffen, Wild- und Haustiere sind in bunter Folge, einzeln oder szenisch verbunden dargestellt. Jagd- und Kampfszenen, zum Teil mit maskierten Figuren, und Wiedergaben aus dem Bereich der kultisch-religiösen Vorstellungswelt wechseln miteinander ab. Die Bilder sind nicht nur in bezug auf die Technik, sondern auch hinsichtlich ihres Stiles recht unterschiedlich. Es ist offensichtlich, daß sie nicht durchwegs aus derselben Zeit datieren können, sondern verschiedenen Altersstufen angehören.

ren müssen bzw. nicht alle von der gleichen Bevölkerung stammen. Nach Lhotes Auffassung lassen sich vier Hauptepochen unterscheiden: 1. die Jäger- oder Bubalus-(Wasserbüffel-)Epoche (frühjungsteinzeitlich?); 2. die Rinderhirten-Epoche (jungsteinzeitlich); 3. die Epoche der Hirten mit Kenntnis des Reitens und der Streitwagenverwendung, auch Pferde-Epoche genannt (protohistorisch); 4. die Kamel-Epoche (Beginn unserer Zeitrechnung).

In diesem Zusammenhang ist es angezeigt, auf eine etwas früher erschienene Arbeit der Schweizer Ethnologin Jolantha Tschudi hinzuweisen (Nordafrikanische Felsmalereien, Sansoni, Florenz 1955), in der sie sich eingehend mit diesem Problem befaßt. Lhote tritt auf ihre Argumentationen nicht ein. Er wird es aber anläßlich der zu erwartenden Vorlage eines wissenschaftlichen Berichts tun müssen.

Bern

H.-G. Bandi

**M.-E. Mariën, Trouvailles du Champ d'Urnes et des Tombelles hallstattiennes de Court-Saint-Etienne.** Musées Royaux d'Art et d'Histoire: Monographies d'Archéologie Nationale, vol. 1. Bruxelles 1958. 267 S., 56 Abb. im Text, 1 Farbtafel.

Der Verfasser des Buches «Oud-België van der eerste Landbouwers tot de komst van Caesar (Antwerpen 1952)», M.-E. Mariën, ist sich vor allem auch bei der Niederschrift dieser Synthese der Wichtigkeit bewußt geworden, daß einerseits die einschlägigen Arbeiten in sehr vielen lokalen Zeitschriften verstreut sind, und daß andererseits zuviele Funde und Fundkomplexe einfach noch gar nicht bearbeitet, geschweige veröffentlicht sind. Um diesem Zustand zu steuern, hat Mariën nicht nur dem IV. Internationalen Kongreß für Ur- und Frühgeschichte in Zürich 1950 vorgeschlagen, die Inventaria Archaeologica ins Leben zu rufen, sondern hat sich selber ans Werk gesetzt und 1953 einen ersten Faszikel innerhalb der «Ages des Métaux/Belgique» und seither noch weitere herausgegeben. Im Bestreben, die für die Forschung unerläßliche und notwendige Materialpublikation zu fördern, hat er es nun auch noch unternommen, innerhalb einer neuen Schriftenreihe der Königlichen Museen für Kunst und Geschichte in Brüssel, in den «Monographies d'Archéologie nationale» den Band 1 zu veröffentlichen.

In der vorliegenden Publikation werden – wie der Titel sagt – Funde aus dem Urnengräberfeld und den Hallstattgrabhügeln von Court-Saint-Etienne im Flußgebiet der Orne, Thyle und Dyle vorgelegt. Die Schrift ist in zwei Teile (Kapitel) gegliedert.

Im ersten Teil stellt der Verfasser die topographische Situation dar, gibt einen kurzen Überblick über die Forschungsgeschichte in Court-Saint-Etienne und legt endlich in einem 164 Seiten umfassenden illustrierten Katalog die Funde und Fundumstände vor, – um dann abschließend noch das Problem der Bevölkerung wenigstens zu streifen, da ja angesichts der ausnahmslosen Urnen-, d. h. Brandbestattung nur kleinste Knochenreste unverbrannt übrig blieben, die natürlich für eine Auswertung bezüglich Rassenmerkmale und ähnliches absolut ungenügend sind. Der zweite Teil umfaßt je eine eingehende Würdigung der Nekropole mit Flachgräbern (mit Charakteristik der Gräber, Bestattungsritus, Chronologie, Verbindungen bzw. Vergleiche) sowie der Brandgräber unter Grabhügeln (Allgemeine Charakteristika: Zahl, Ausdehnung der Nekropole, Zeitstellung, Bestattungsritus sowie Verbindungen zu Vergleichsobjekten innerhalb des Brabant, Belgiens und Hollands und endlich des übrigen Hallstattkulturkreises in Europa). In einem weiteren Abschnitt legt der Verfasser die Herkunft der Typen von Court-Saint-Etienne – nach Zeitstufen und Materialgruppen geschieden – dar: Phase Hallstatt C/1: Die Bronzeschwerter, die Eisenschwerter, die Pferdetrense, das Pferdezaumzeug, das Joch und der Brustschmuck, – entsprechend auch Phase Hallstatt C/2 und D. Der zweite Teil schließt mit einer kurzen Zusammenfassung.

Die Arbeit Mariëns ist ausführlich und gründlich. Es handelt sich nicht bloß um die Vorlage des Materials. Der Verfasser hat vielmehr darüber hinaus versucht, die Befunde zu kommentieren und den möglichen Verbindungen während der Stufen Hallstatt C/1 sowie C/2 und D vor allem in bezug auf Pferdegeschirr (insbesondere zwischen den süddeutschen und belgischen Funden) nachzugehen.

Wie immer bei solchen Zusammenfassungen, die einen sehr großen Bereich miteinbeziehen, ist auch im vorliegenden Fall von unserer Seite eine kleine Korrektur anzumelden: Auf der Verbreitungskarte S. 249 muß das Kreuz 21 (Langenthal)

gestrichen werden. G. Kossack (Hallstattzeitliches Pferdegeschirr aus Flavia Solva, Schild von Steier, in: Gedenkheft für W. Schmid, 1953, 49–62) hat den fraglichen Aufsatzring für Langenthal, auf den der Verfasser sich beruft, aus älterer Literatur übernommen. Das fragliche Stück stammt jedoch nicht aus einem der Langenthaler Grabhügel. Betreffend Anlage der Monographie sei auch die Bemerkung erlaubt, daß meines Erachtens der Katalog vorteilhafter nach topographischen, statt nach forschungsgeschichtlichen Gesichtspunkten zu ordnen gewesen wäre. Die Reihenfolge der einzelnen Forschungsarbeiten interessiert außerhalb des lokalen Bereiches kaum. Dagegen verdient die Darstellungsart technischer Details sowohl mit dem Mittel der Zeichnung als auch der Autotypie, auf der sogar Röntgenbilder wiedergegeben werden, volles Lob. Die Arbeit ist ein wichtiger weiterer Baustein im Gesamtbild der europäischen Urnenfelder- und Hallstattzeit, und es darf bei dieser Gelegenheit festgehalten werden, daß kaum eine andere vorgeschichtliche Epoche gerade in den letzten Jahren durch solch umfassende Arbeiten bereichert worden ist. Es ist nur zu bedauern, daß das Studium der verschiedenen Beiträge noch immer durch sehr heterogene Darstellungsarten erschwert wird. Vielleicht findet sich gelegentlich ein Weg, eine einheitlichere Gestaltungsmethode in der Anlage derartiger Arbeiten zu schaffen.

Uitikon ZH

Walter Drack

**Leonard von Matt, Das antike Sizilien.** NZN Buchverlag, Zürich 1960. 234 S., 231 Tafelabb., 4 Farbtafeln.

Der neue Bildband von Leonard von Matt ist dem antiken Sizilien gewidmet. Wer von Matt und seine bisherigen Bildbände kennt, weiß, daß jedes seiner Bücher ein Meisterwerk schlechthin ist. Und wer den vollen Genuß dieser Fülle von neuen und einzigartigen, von ästhetisch und inhaltlich sehr ansprechenden Photographien haben will, kommt nicht darum herum, auch diesen Band zu kaufen. Luigi Pareti schrieb einen begleitenden Text, und Pietro Griffo die Legenden zu den Bildern.

Zur Zeit, als die griechischen Kolonisatoren im Verlauf des 8. Jh. v. Chr. in Sizilien ihre ersten Kolonien begründeten, war die Insel ethnologisch in zwei große Regionen geteilt. Im Osten wohnten

die Sikuler, im Westen die Sikaner; noch weiter westlich hausten die Elymer, eine vermutlich vorgriechische und vorpunische Urbevölkerung. Diesen urgeschichtlichen Zuständen gilt das erste Kapitel, das durch einige wenige Abbildungen, so etwa der Felszeichnungen aus der Addaura-grotte, und durch Aufnahmen der sikulischen Höhlennekropole von Pantalica illustriert ist.

Hauptthema des Buches ist das griechische Sizilien. Die Einwanderung griechischer Kolonisten aus Ionien, Korinth, Megara, Kreta und Rhodos brachte seit dem 8. Jh. die Kultur Griechenlands, war aber in der Folge ständig Anlaß zu Auseinandersetzungen zwischen Einheimischen und Kolonisten sowie zwischen Karthagern und Griechen im Ringen um die Vorherrschaft auf der fruchtbaren Insel. In dieses Werden und Wachsen der einzelnen Städte wird der Leser eingeführt durch die knappe geschichtliche Erläuterung und insbesondere durch die eindrucksvolle Bilddokumentation. Er wandert gleichsam um die Insel und streift Syrakus, seine Tochterstädte und Megara-Hylea, die Chalkidischen Kolonien am Ionischen Meer und an der Ostküste, die bedeutenden Städte der Südküste mit Akragas-Agrigent und Selinus, die hellenisierten sikulischen Städte, die elymischen Orte Eryx und Egesta und schließlich die phönizischen Stützpunkte. Unermeßlich sind die Kostbarkeiten in den Museen und in den Sammlungen der Insel und zahlreich die Ruinen antiker Bauten. Die Bilder von Matts lassen den einstigen Wohlstand erraten, welcher in der klassischen Schönheit dieser Landschaft blühte. Herrliche Plastiken und Münzreliefs und eine Fülle von Kleinfunden geben Zeugnis von der einstigen Pracht des damaligen Lebens.

Die Ablösung der griechischen durch eine römische Oberherrschaft während des ersten Punischen Krieges (264–241 v. Chr.) zog eine allmähliche Romanisierung nach sich, deren Intensität der griechischen Beeinflussung aber nicht gleichkam. Die Insel wurde vornehmlich eine der wichtigsten Kornkammern Roms und wegen ihres Reichtums begehrtes Ausbeutungsobjekt römischer Beamter. Bilder von der nachgerade berühmten Villa bei Piazza Armerina und des Phaedra-Sarkophages dokumentieren neben anderen Abbildungen diese römische Zeit Siziliens.

Man muß das Bildbuch von Matts in Muße durchblättern und sich hineinvertauen. Eine

köstliche Fülle einzigartiger Reiseerlebnisse und Reiseentdeckungen sind glänzend festgehalten. Jedem ernsthaften Sizilienfahrer sollte man dieses Werk empfehlen. Er lernt darin abgelegene Orte und kaum beachtete Funde kennen, die er – falls er Sizilien im Schlepptau moderner Reisekarawanen sehen will – nicht finden und erleben wird.

Basel

Rudolf Degen

**F. van der Meer/Christine Mohrmann, Atlas of the Early Christian World.** Nelson, London 1958. Deutsche Ausgabe: **Bildatlas der frühchristlichen Welt.** Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1959. 216 S. mit 42 mehrfarbigen Karten und 614 Tafelbildern. DM 48.–.

Der Zeitraum, den dieser Atlas erfaßt, ist in der üblichen Weise begrenzt. Er beginnt mit dem nachapostolischen Zeitalter und endet um 600, als der griechische Osten sein Hinterland verliert und der lateinische Westen mit dem Verschwinden der spätantiken Gesellschaftsstruktur ins Mittelalter eintritt. Die beiden Verfasser vermerken bescheiden, das Ziel ihres Buches sei die Vereinigung eines Kartenwerkes mit einer ausführlichen, erläuterten Sammlung bildlicher Darstellungen. In diesem Sinne haben sie weder eine Geschichte der frühen Christenheit noch eine Übersicht über die altchristliche Literatur, dafür aber einen Bildatlas geschaffen, der in ansprechend moderner Gestaltung eine ganz eindrucksvolle kulturgeschichtliche Schau vermittelt.

Die Darstellung stützt sich auf die drei Dokumentationsmittel der Karte, des Bildes und des erklärenden Begleittextes. Vieles, was man gewöhnlich an sehr verschiedenen Orten suchen muß, ist hier vereint. Auf rein archäologisches Bildmaterial wie Grundrisse, Rekonstruktionen und sonstige Ausgrabungsergebnisse wurde bewußt verzichtet. Einige Luftaufnahmen füllen diese Lücke aus. Das Gesamtbild, das dem Leser geboten wird, umfaßt die geographischen Verhältnisse, die historischen Ereignisse, das kirchliche und religiöse Leben, Kultorte, Architektur und Kunst; das Werk ist bei aller wissenschaftlichen Zuverlässigkeit so vielseitig und so packend und anregend geschrieben, daß es jedem aufgeschlossenen Leser den Zugang zum frühen Christentum öffnet. Entscheidend für dessen Verständnis ist ja nicht die vielfach noch der Spätantike angehörende Form, sondern der christliche

Inhalt. Und diesen versuchen die Verfasser von allen Seiten her im Bilde verständlich zu machen.

Dem Bild- und Textteil ist der Kartenteil vorangestellt, der auf 42 sechsfarbigen Karten den Aufbau der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten schildert. Die Karten zeigen die Lage der ersten Gemeinden und Kirchen, die Ausbreitung des Christentums in den ersten sechs Jahrhunderten, die Wirkungsstätten der altkirchlichen Schriftsteller. Sie weisen auf Fundstätten und Baudenkmäler hin, verzeichnen die Grenzen der ersten Bistümer, die frühen klösterlichen Niederlassungen und die Orte, in denen Märtyrer lebten und litten. Die kartographische Darstellung der frühchristlichen Welt ist einmalig in ihrer Art und basiert auf langjährigen Forschungen des holländischen Wissenschaftlers van der Meer. Bild- und Textteil sind miteinander verflochten. Die Verfasser erläutern eingehend die Illustrationen, die nach Epochen thematisch geordnet sind, und schließen eine allgemeine Übersicht über die dargestellte Zeit an, wobei auf die entsprechenden Karten verwiesen wird. Viele der Aufnahmen, die Bauwerke, Plastiken, Sarkophage, Siegel, Inschriften, Fresken und Mosaiken zeigen, sind hier zum ersten Male veröffentlicht. Dem Text sind Auszüge aus Werken altkirchlicher Schriftsteller in deutscher Übersetzung beigelegt, die uns die frühe Christenheit in zeitgenössischer Sicht schildern. Ein sorgfältig erarbeiteter Index erleichtert die Benutzung des Werkes. – Die englische Ausgabe weist den angenehmen Vorzug auf, daß die Orte und Museen der abgebildeten Kunstwerke und Funde bei der Legende neben dem Bild vermerkt sind. Bei der deutschen Ausgabe findet man diese Angaben erst am Schluß des Bandes in einem etwas unübersichtlichen Verzeichnis.

Basel

Rudolf Degen

**Karl Meyer, Weltgeschichte im Überblick.** Mit einem Vorwort von Prof. Dr. J. R. von Salis. 452 S. Europa-Verlag, Zürich 1959. Fr. 19.10.

Dieses Buch ist das Bekenntnis eines Fachhistorikers zur Universalgeschichte. Prof. Dr. Karl Meyer (1885–1950) ist uns vor allem durch seine grundlegenden Forschungen zur Entstehung der Eidgenossenschaft bekannt. Als Dozent für allgemeine Geschichte an der Eidgenössischen Technischen Hochschule aber suchte er auch in leidenschaftlichem geistigem Einsatz den Weg

vom Spezialwissen zur Gesamtschau. Diese Vorlesungen hat nun seine Witwe, Frau Dr. Alice Meyer, unterstützt durch Freunde und Schüler des Verstorbenen, nach jahrelanger, gewissenhaft werktreuer Arbeit herausgegeben.

«Weltgeschichtliche Betrachtung verlangt etwas anderes als eine möglichst große Zahl von Einzel-tatsachen. Ihr Objekt ist nur das universalhistorisch Bedeutsame.» So heißt es im Eingangskapitel «Thema, Problematik und Risiken der Universalgeschichte», und das ist das Anliegen Karl Meyers: Aus der selbst für den Geschichtsforscher unübersehbar gewordenen Masse der Einzelanalysen zurück zum Wesentlichen zu gelangen, die «Sternsekunden» der Menschheit zu erkennen und dadurch aus der Weltgeschichte ein Weltbild zu formen. Diese Aufgabe, meint Karl Meyer, dürfe der zünftige Historiker nicht den «geistvollen Dilettanten» überlassen; und er zeigt eindrücklich, wie sie ohne Preisgabe der wissenschaftlichen Redlichkeit gelöst werden kann.

Seine Darstellung ist «neu», nicht im materiellen Sinne, wohl aber in der gedanklichen Durchdringung des Stoffes, in der Synthese, die allein auch den Blick auf die Möglichkeiten der Zukunft eröffnet.  
Bern

Chr. v. Steiger

**Gerhard Mildenerger, Mitteldeutschlands Ur- und Frühgeschichte.** Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1959. VI und 133 S., 133 Abb., 7 Karten, 3 Tabellen. DM 12.30/14.50.

Beim vorliegenden Buch handelt es sich um einen Abriß der Ur- und Frühgeschichte eines durch natürliche Begrenzung zusammengefaßten Raumes, der etwa den früheren Ländern Sachsen und Thüringen und der preußischen Provinz Sachsen entspricht. Es ersetzt damit die 1939 erschienene «Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands» von Walther Schulz. Mildenerger bietet eine völlig neu geschriebene Darstellung, die aber den wohl augenfälligsten Vorzug des Werkes von Schulz, die reiche Bebilderung, beibehalten hat (133 Abbildungen und 7 Karten bei 133 Textseiten). Mit Befriedigung bemerkt man die gegenüber Schulz sowohl inhaltlich wie formal bedeutend gestrafftere Darstellungsweise. So ist hier etwa eine neugewonnene übersichtlichere Ordnung des mitteldeutschen Paläolithikums zu erwähnen. Daß Mildenergers ordnende Hand sich vor allem bei der Fülle der jungsteinzeitlichen

Kulturgruppen Mitteldeutschlands bewähren würde, stand zu erwarten. Doch hätte man gerade für diesen Abschnitt eine stärkere Ausführlichkeit gewünscht (so vor allem bei Rössen, Jordansmühl und Einzelgruppen der Trichterbecherkultur). Dankbar stellt man ferner fest, daß der Einfluß der römischen Provinzialkultur auf das freie Germanien nun wieder seinen ihm gebührenden bedeutenden Platz erhalten hat. Dem Übergreifen archäologischer Arbeitsmethoden auf die Mittelalterforschung entspricht das neue Schlußkapitel «Ausblick ins Mittelalter».

In besonders reichem Maße sind die seit 1939 gemachten Neufunde und Forschungsergebnisse berücksichtigt, so daß das vorliegende Buch, obgleich zunächst für einen allgemeineren Leserkreis gedacht, auch dem Fachmann, vor allem dem räumlich entfernter arbeitenden (so etwa in der Schweiz), als ein zuverlässiges Mittel zur Gewinnung eines ersten Überblickes dienen kann. Obwohl gerade die Ausgewogenheit der Behandlung des Materials einer der großen Vorzüge des Bandes ist, sei hier doch ein Einwand vorgebracht. Man vermißt ein stärkeres Eingehen auf die in allen Perioden bedeutenden Fernbeziehungen des mitteldeutschen Raumes, so etwa als Brennpunkt südöstlicher Einflüsse im Neolithikum oder als Durchgangsland spätbronzezeitlicher Handelsbeziehungen, wozu etwa die Jordansmühler Kultur und der Neufund der Bronzetassen von Dresden-Dobritz Anlaß geboten hätten.

Sind die inhaltlichen Qualitäten des Buches unverkennbar, so soll nicht zuletzt auch die schriftstellerische Leistung Mildenergers betont werden, die der eigentlichen Zweckbestimmung des Bandes, der Wirkung in weite Kreise, aufs glücklichste entgegenkommt. Es liegt hier die allgemeinverständliche, aber wissenschaftlich fundierte Darstellung der Urgeschichte eines größeren Raumes vor, wie sie im deutschsprachigen Gebiet gegenüber der Fülle von Spezialpublikationen äußerst selten geworden ist. Eine Tatsache, die einem besonders beim Blick auf die englische und skandinavische Literatur stets bewußt wird.

Baden

René Hafén

**Monachium,** Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte Münchens und Südbayerns. Herausgegeben von A. W. Ziegler. Verlag Manz, München 1958. 288 S., zahlreiche Abb. und Tafeln.

Bekannte Münchner Gelehrte und Forscher

haben ihrer Heimatstadt zur 800-Jahr-Feier einen Band mit wertvollen Beiträgen zur Geschichte der Stadt und ihres kulturellen, geistigen und religiösen Lebens gewidmet. Von den elf Aufsätzen haben die drei ersten das Frühchristentum in Südbayern und seine archäologischen und historischen Zeugnisse zum Thema und führen zu neuen Ergebnissen, die kaum mehr daran zweifeln lassen, daß die Geschichte Münchens, die urkundlich erst ab 1158 belegt ist, bis in die bajuwarische Frühzeit zurückreicht, ja vielleicht sogar an spätrömisches Christentum anknüpft.

Hermann Müller-Karpe's Beitrag *«Archäologische Zeugnisse des frühen Christentums in der Münchener Gegend»* (S. 11–52) stellt die vorwiegend aus dem weiteren Stadtgebiet und dessen Umgebung stammenden Funde mit einem eingehenden Kommentar zusammen. Die offensichtlich dichte Besiedlung in der späten Kaiserzeit sowie die verkehrsgeographisch günstige Lage sprechen für einen namhaften Warenumsschlagplatz. Der Verfasser erwägt, ob nicht der auf der sogenannten Tabula Peutingeriana eingetragene Ort Bratananium im Münchener Raum zu lokalisieren sei. Anzeichen einer ersten Christianisierung dürften in der Wandlung der Graborientierung des 4. Jh. und im Verschwinden der Beigabensitte zu erblicken sein. Auf Grund historischer Quellen ist es wahrscheinlich, daß das Münchener Gebiet im Bereich der Augsburger Diözese lag, welche ihrerseits zur Metropole Aquileja gehörte. In der 1. Hälfte des 6. Jh. erfolgte die Einwanderung der Bajuwaren. Die Berührung mit der besonders im Süden des Landes verbleibenden romanisch-christlichen Bevölkerung brachte sie in Kontakt mit dem neuen Glauben. Diese zweite, frühmittelalterliche Christianisierung Südbayerns fand dann im Verlauf des 8. Jh. mit einem ausführlichen Organisationsplan für die Kirchenverhältnisse unter Bonifazius ihre vollständige Verwirklichung. Der Verfasser stützt seine Darstellung vorwiegend auf archäologische Funde, welche unter Beizug des literarischen Quellenmaterials sorgfältig gedeutet werden. Die ältesten Kirchen und zahlreiche Fundstücke Südbayerns, welche in Beziehung zum Christentum stehen, sind behandelt und abgebildet (eine stattliche Anzahl wertvoller Schmuckstücke mit christlicher Symboldekoration!). Der Aufsatz ist sehr gut dokumentiert und darf als wertvolle historische und religionsgeschichtliche Studie gelten.

Adolf W. Ziegler behandelt die *«Kreuzfunde aus Bayern in der Münchener Prähistorischen Staatssammlung»* (S. 53–86), die auf bayerischem Boden gefunden wurden und in ihrer Art andernorts nicht bekannt sind. Der Autor legt einen ausführlichen Katalog vor. Von den 24 Exemplaren gehören 16 zum bekannten Sammelfund vom sogenannten Weinberg bei Eining. Die für die Stücke von Eining und für andere Funde gesicherte Herkunft von Orten mit römischen Anlagen ist auffallend. Was die Datierung betrifft, vertritt der Autor dieselbe Auffassung wie Reinecke, nach der die Kreuze in die Zeit der irisch-burgundischen Mission um 600 n. Chr. gehören. Der Verfasser bespricht die wichtigsten Parallelen und Analogien in der christlichen Archäologie und Ikonographie und gibt eine wertvolle Darstellung der literarischen Zeugnisse aus der Antike und dem Frühmittelalter über Kult und Gebrauch des Kreuzes in Kirche und Volk. Seine Arbeit ist vor allem für die kultische Deutung archäologischer Funde zu berücksichtigen.

Der Beitrag von Romuald Bauereiss, *«München-Altheim, Studien zur frühesten Geschichte der Landeshauptstadt München»* (S. 87–118) hat vornehmlich lokalgeschichtliche Bedeutung. Der Verfasser versucht mit Hilfe der Ortsnamen- und Siedlungsforschung die Lokalität und den Charakter der ältesten Siedlung Münchens deutlich zu machen. Er kommt zum Ergebnis, daß schon vor 800 eine selbständige Mönchsniederlassung bei St. Peter angenommen werden darf. Leider sind die archäologischen Quellen gerade für die Stadt München so spärlich, daß ein Kontinuitätsnachweis von spätantiken und frühmittelalterlichem Christentum nicht direkt geführt werden kann.

Basel

Rudolf Degen

**Rolf Nierhaus, Das römische Brand- und Körpergräberfeld «Auf der Steig» in Stuttgart-Bad Cannstatt.** Veröffentlichungen des staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe A, Heft 5. Stuttgart 1959. 84 S., 14 Tafeln, 10 Abb. DM 15.—.

Das Gräberfeld «Auf der Steig» wurde 1817 zum ersten Male angeschnitten, dann ständig weiter abgegraben durch Lehmbau, bis schließlich 1955 ein Restbestand von 83 Bestattungen durch H. Zürn fachgemäß geborgen werden konnte. Diese Gräber werden nun in einer äußerst detaillierten Bearbeitung vorgelegt.



Wir resümieren stichwortartig: Der Friedhof liegt beidseitig der von Kastell Cannstatt nach Norden führenden Straße, mit einer Mauer als Einfriedung nur auf der einen Seite. Er wurde von den Soldaten des Kastells und der Bevölkerung des Vicus benützt und war belegt seit der Gründung des Kastells (um 90 n. Chr.) und nach der Verlegung der Ala an den äußeren Limes (nach der Mitte des 2. Jh.) stets abnehmend bis ins 3. Jh. Die Hauptmasse stammt aus der 1. Hälfte des 2. Jh. Es sind Brandgräber mit den folgenden Bestattungsarten: 46 Gräber mit ausgelesenem Leichenbrand und daneben gelegten verbrannten oder unverbrannten Beigaben, hiervon nur 6 eigentliche Urnengräber, 21 Brandgrubengräber, in denen Leichenbrand und Beigaben vermischt sind, 12 unsichere Fälle. Kein Bustum oder Ustrina nachgewiesen. Bis späthadrianisch werden kaum verbrannte Beigaben zugefügt, und auch die Sigillaten treten erst nach dieser Zeit auf. Zu diesen Brandgräbern gehören 4 Körperbestattungen, davon sind zwei Frauengräber.

Die Grabausstattungen: Teils verbranntes Speisegeschirr und teils unverbrannt mitgegebene Krüge, Becher, Lampen, die beim Totenmahl am Grabe benutzt wurden. 13 Münzen von Vespasian bis Marc Aurel, davon einmal in einem Grab eine Münze des Hadrian und eine der Lucilla (164–169). Sie besagen demnach wenig für die Datierung. Bei der Keramik viel Sigillata. Von den 34 Schüsseln Dr. 37 eine aus Heiligenberg, die übrigen Rheinzabern, Kräherwald, Waiblingen-Beinstein. Wenig andere Beigaben: eine Fibel, Reste von Kästchen, etwas Glas. Magische Bedeutung hatten offenbar 4 Tonringe, die aus größeren Gefäßen so zurechtgeschlagen worden sind.

Gräberfelder dieser Zeitstellung im Rhein- und Limesgebiet sind in den auf uns gekommenen Resten immer recht unscheinbar und ärmlich (was noch nichts über Armut oder Reichtum der damaligen Bevölkerung aussagen muß) und deshalb für eine Bearbeitung nicht sehr reizvoll. Es ist dem Verfasser deshalb um so höher anzurechnen, daß er mit äußerster Intensität allen auftauchenden Fragen nachgegangen ist, um dem spröden Material alle irgend erhältlichen Aussagen zu entlocken. Er hat dabei leider nicht immer die übersichtliche Form und sprachliche Prägnanz gefunden, die zum klaren Verständnis nötig wären, und bereitet so dem Leser keinen leichten Weg.

Die herausgearbeiteten Erkenntnisse sind jedoch in allen Fällen interessant. Es handelt sich hier zunächst um Betrachtungen über die Bestattungsarten und ihre allfällige zeitliche und geographische Staffelung (etwa Überwiegen von Urnengräbern in Rätien, von urnenlosen Brandgräbern in Obergermanien, was noch genauer zu erhärten wäre) und besonders um die Frage der immer wieder im 1.–3. Jh. vereinzelt in den Friedhöfen gefundenen Körperbestattungen. Hier wäre auch das wenig bekannte Gräberfeld von Bern-Roßfeld (ASA 1909, 9ff.) mit 39 Skelettgräbern unter 94 Brandgräbern ein sehr bemerkenswertes Beispiel. Mit Recht widerlegt der Verfasser die Vermutung, es handle sich in solchen Fällen bereits um Christen. Er neigt eher zu der von Turcan geäußerten Ansicht, daß diese Leute kleinasiatische Einwanderer seien.

Sodann erweist sich die Untersuchung über die Grabausstattungen und darin zutagetretende «Geschirrsätze» als sehr fruchtbar. Schematische Rekonstruktionen dieser Geschirrsätze vermitteln ein eindruckliches Bild.

Schließlich hat die Bearbeitung der Keramik zahlreiche interessante Einzelbeobachtungen ergeben. So etwa die Feststellung, daß der TS-Teller Dr. 32 erst um 160 n. Chr. aufgetreten sein dürfte und daß die TS-Töpfereien des mittleren Neckarlandes um 165 n. Chr. mit ihrer Produktion beginnen. Im Zusammenhang damit möchte der Verfasser den Brand im Kastell Munnigen in die Zeit um 170 n. Chr. verlegen. Nach den neuesten Untersuchungen von Karnitsch in Lauriacum erhebt sich die Frage, ob nun solche Daten noch weiter herauf geschoben werden müssen. Auf jeden Fall würde man jetzt die Cannstatter Gräber 6, 16 und 21 auf Grund ihrer Reliefsigillaten bis ins 3. Jh. hinaufrücken.

Die Aufstellung von Tabellen nach verschiedenen Gesichtspunkten ergibt gute Ausdeutungsmöglichkeiten, obwohl die zur Verfügung stehenden Zahlen oft klein sind. Man erhält jedoch eine Vorstellung davon, welche Möglichkeiten hier offen stehen, wenn jemand einmal daran gehen wird, verschiedene Friedhöfe auf dieser Basis miteinander zu vergleichen. Denn viele Feststellungen, die hier gemacht wurden, speziell zum Thema der Grabausstattungen, werden erst durch Vergleiche das richtige Relief erhalten.

Zürich

Elisabeth Ettlinger

**A. P. Okladnikov** (Herausgeber), *Paléolithique et Néolithique de l'U.R.R.S.*, traduction C.E.D.P., Annales du Centre d'Etudes et de Documentations Paléontologiques, No 18, 1956. 409 p., 207 fig. NF 100.-.

Der in der vorliegenden französischen Übersetzung jetzt leichter zugängliche, in Rußland schon 1953 erschienene Band gehört ohne Zweifel zu den Standardwerken der sowjetischen Steinzeitforschung. So kommt es wohl auch kaum von ungefähr, daß er als erste Publikation aus dem Bereich der «Paläontologie des Menschen» in den in Frankreich erscheinenden Paläontologischen Annalen Aufnahme fand (jetzt Annales du Service d'Information Géologique). Die Herausgeber der Annalen, die vor allem auch der Wiedergabe von Übersetzungen wichtiger geologischer und paläontologischer Werke aus in Westeuropa weniger gebräuchlicher Sprachen offenstehen, haben sich mit diesem Steinzeit-Band erhebliche Verdienste um die allgemeine Verbreitung prähistorischer Forschungsergebnisse erworben.

Der Band, der keineswegs eine referierende Darstellung der gesamten steinzeitlichen Entwicklung auf dem Gebiet der Sowjetunion versucht, wie der Titel etwa vermuten lassen könnte, faßt 20 sich mit verschiedenen steinzeitlichen Themen beschäftigende Einzelaufsätze zusammen. Die zeitliche und räumliche Vielfalt der behandelten Probleme verdeutlicht ohne jeden weiteren Kommentar die Größenordnung der steinzeitlichen Entwicklungsspanne im Gesamttraum der Sowjetrepubliken. Reicht doch das vorgelegte Material vom frühen Altpaläolithikum (Chelléen von Satani-Dar, *M. Z. Panitchkina*) bis hinauf in die schon in die Ethnologie und ihre Fragestellungen hinübergreifende Eskimo-Archäologie (Harpunen vom Baranow-Kap, *N. A. Beregovaia*).

Aus Raumgründen muß hier auf eine intensivere Beschäftigung mit den reinen Materialvorlagen im großen ganzen verzichtet und eine möglichst kurze Darstellung der allgemeineren Themen versucht werden.

Die Einleitung des Sammelbandes bildet der schon erwähnte Aufsatz Panitchkinas über das altpaläolithische Inventar von Satani-Dar (Armenien). Die dort gefundene, typologisch altertümliche Faustkeilkultur wird in Parallelisierung mit älteren französischen Auffassungen als «Chelléen» bezeichnet. Die zugehörigen Abschlaggeräte be-

sitzen einen entsprechend altertümlichen Charakter (Clacton-artige Zurichtung der Schlagbasen). Aus geologischen Gründen sind die Funde von Satani-Dar, die zu den ältesten der ganzen Union gehören, mit Sicherheit vor dem Reiß-Maximum einzuordnen. Eine genauere zeitliche Einstufung vor diesem Punkt scheint vorläufig, auch wegen des Fehlens zugehöriger Faunenreste, noch unsicher.

Von allgemeinerem Interesse ist der anschließende Exkurs von *A. N. Rogatchev*. In ihm wird eigentlich zum erstenmal eine wirklich unvoreingenommene Behandlung der jungpaläolithischen Stratigraphie der osteuropäischen Tiefebene versucht. Ihr Ergebnis unterscheidet sich entsprechend deutlich von der Gliederung des Jungpaläolithikums im europäischen Rußland durch *P. P. Efimienko* (1950), der sich noch stark an das in Westeuropa gebräuchliche französische Entwicklungsschema angeschlossen und eine Entwicklung vom Solutréen (Telmanskaia, Kostenki I) zum Endmagdalénien (Borchevo II, Obere Fundschichten) in 6 Stufen festzustellen können glaubte. Rogatchev schlägt unter Bezugnahme auf die Fundplätze von Kostenki und ihre paläopedologische Stratigraphie (ergänzt durch Beobachtungen an anderen Fundpunkten) eine Dreiteilung des Jungpaläolithikums im europäischen Rußland vor. Die älteste Phase würde durch die untersten lehmigen Schichten von Telmanskaia und die untere lehmige Schicht (5) von Kostenki I verkörpert. Die mittlere Phase – schon im eigentlichen Löß – läge etwa in den oberen Schichten von Telmanskaia und in den mittleren von Kostenki I vor, während die dritte und jüngste Phase – ebenfalls im Löß – etwa in Borchevo II oder Aleksandrovka erscheint. Bemerkenswert ist vor allem der Hinweis des Verfassers, daß in allen drei zeitverschiedenen jungpaläolithischen Phasen Inventare mit Blattspitzenbeimengungen auftreten. Mit Recht wird dieser Unterschied zur französischen Entwicklung betont. Wenn hier auch nicht der Platz für einen Exkurs in das Blattspitzenproblem ist, so sei doch wenigstens darauf hingewiesen, daß auch in Mitteleuropa die «Blattspitzen-Tendenzen» sowohl im Alt- (seit Eem!) wie auch im Jungpaläolithikum offenbar ständig latent bleiben und nicht jene punktförmige Konzentration besitzen, wie sie die französische Entwicklung zu erreichen scheint.

Die nächsten drei Aufsätze beschäftigen sich

mit den Inventaren geschlossener Fundplätze: Borchevo II (*P. P. Efimienko* und *P. I. Boriskovsky*), Borchevo I (*E. A. Vekilova*), Avdeev (A. N. Rogatchev).

Aus dem über die Knochengeräte von Avdeev (M. D. Gvozdover) handelnden Artikel sind vor allem vier Frauenstatuetten (davon nur eine abgebildet) und ein kleines Mammutfigürchen, das im Gesamthabitus stark an einen Teil der mitteleuropäischen Mammutskulpturen (etwa Vogelherd, G. Riek, Germania 1954) erinnert, erwähnenswert.

Die folgenden drei Arbeiten legen – bisweilen recht heterogene – paläolithische Funde in sich geschlossener Landschaftsräume vor: Lenatal, Sibirien (*A. P. Okladnikov*); Gebiet von Kiakhta, Transbaikal (*Z. A. Abramova*) und das mittlere Jenissei-Becken unter Einschluß neolithischer Inventare (*E. R. Rygdylon*).

In den anschließenden Materialpublikationen werden Inventare des Ost- und Nordsowjetischen Neolithikums veröffentlicht: Plekhanov, Okatal im östlichen Weißrußland (*V. V. Fedorov*); eine neolithische Bestattung aus Bateni, Jenissei-Gebiet (*M. P. Griaznov*); das Gräberfeld von Kouznetzk, Südsibirien (*N. A. Tchernychev*). Alle drei Fundkomplexe sind typisch für die neolithischen Kulturen jener Räume. Im Prinzip stimmen sie – allerdings stark generalisiert – etwa mit der Kamm- und Grübchenkeramik Nordosteuropas überein, mit denen man sie in eine große gemeinsame, nicht unbedingt zeitgleiche Gruppe stellen könnte. Allgemein gesehen wirken diese offenbar noch sehr stark jägerischen Kulturen oft nahezu mesolithisch, nur daß sie Keramik und Steinschliff kennen. So liegt zum Beispiel in dem reich ausgestatteten Doppelgrab von Kouznetzk (Bestattung II) eine Knochenspitze mit einseitig eingepaßten Klingenlamellen neben einer geschliffenen Steinbeilklinge.

Noch schärfer fühlbar wird diese Diskrepanz zwischen prähistorischer Phasenzugehörigkeit und tatsächlich vorhandenem Fundgut in der Arbeit *N. N. Gourina's* über «Spuren der älteren Metallzeit an der Nordküste der Halbinsel Kola» (Murmanküste an der Barents-See und am Weißen Meer). Die behandelten Funde wirken – bis auf die zugehörigen geschliffenen Steinbeilklingen – für den an westeuropäisches Material gewöhnten Leser durchaus wieder «mesolithisch» und gehören

trotz des scheinbar unpassend wirkenden Titels durchaus mit Recht in einen Steinzeit-Band. Metallfunde fehlen. Trotzdem läßt sich auf Grund von Vergleichen der vorliegenden T-förmigen Knochengeräte, deren Laufdauer begrenzt ist, mit identischen Stücken anderer Fundplätze der Anschluß an bereits Eisen führende Kulturen im Süden herstellen. Interessant ist ferner, daß der Verfasser – mit recht überzeugenden Argumenten – glaubt, seine Funde mit den Vorfahren der heutigen Lappen in Verbindung bringen zu können.

Weitere Artikel befassen sich mit der Datierung labyrinthartiger Steinsetzungen an den Küsten der Kola-Halbinsel (*N. N. Gourina*), mit den alt- und früheskimoischen Harpunen vom Baranow-Kap (*N. A. Beregovaia*) und Einzelfragen der steinzeitlichen Technologie (Steinretoucheure und Steinbohrer) (*S. A. Semenov*). *N. N. Gourina* kommt zum Schluß, daß die Steinlabyrinth auf der Kola-Halbinsel kaum alle zeitgleich seien, sondern sich über eine erhebliche Zeitstrecke verteilen dürften. Die beiden kurzen Arbeiten *Semenovs* sind Teilergebnisse einer speziellen Beschäftigung mit technologischen steinzeitlichen Problemen, die inzwischen in einer – bis auf die Reproduktion eines Teiles der Abbildungen – ausgezeichneten selbständigen Publikation (*Materiali i. Issledovanija po Archeologii = MIA*, Nr. 54, 1957) zusammenfassend veröffentlicht wurden. Den Abschluß bilden zwei paläontologische Aufsätze: Wirbeltierfauna der Tardenois-Station Mourzak-Koba auf der Krim (*I. M. Gromov*) und eine Übersicht Neufunde im Transbaikal-Gebiet (*V. I. Bibikova* u. a.).

Legt man den inhaltsreichen Band aus der Hand, so ist einem bewußt geworden, daß selbst die Steinzeit in der Sowjetunion anderen Gesetzen gehorcht. Die Vielfalt der unter dem Begriff Steinzeit verstandenen Erscheinungen ist gut ausgestattet. Bedauerlich sind lediglich einige wenige sinnentstellende Fehler und verständnismindernde Unvollständigkeiten. So ist ausgerechnet die Legende der wichtigen Figur 11 auf S. 43 außerordentlich fragmentarisch geblieben, und die «sculpture néolithique», die die Überschrift des Aufsatzes von *M. P. Griaznov*, S. 282, verspricht (statt «sépulture n.»), wird der Leser wohl vergeblich suchen. Doch das sind nur technische Kleinigkeiten, die höchstens das Verständnis vorübergehend erschweren. Es wäre erfreulich, wenn innerhalb der Annalen der Abdruck wichtiger

Übersetzungen aus dem Bereich der «Paläontologie des Menschen» fortgesetzt würde; wenn irgend möglich allerdings zu einem etwas günstigeren Preis.

Bern

H. Müller-Beck

**Eric Graf Oxenstierna, Die Wikinger.** Mit Beiträgen von J. O. Plassmann. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1959. 270 S., 88 Tafeln, 8 Farbtafeln und zahlreiche Textabbildungen und Karten. Ganzleinen Fr. 39.50.

Schon immer hat man eine umfassende Würdigung des «Lebens und Treibens» der Wikinger vermißt. Nun legt der schwedische Prähistoriker Eric Graf Oxenstierna im Verlag Kohlhammer einen ganz stattlichen, reich illustrierten Band vor. Er umfaßt 14 Kapitel über «Die Wikinger – Helden oder Banditen?» – «Handelspartner gesucht: Frühzeit (150 v. Chr. bis 650 n. Chr.)» – «Werdendes Abendland und werdende Welt der Wikinger (650–800)» – «Stadtgründungen und erste Überfälle (793–830)» – «Fernfahrer (830–850)» – «Haben Schweden das russische Reich gegründet?» – «Was die Wikinger aus dem Osten heimbrachten» – «Wir haben keinen Herrn, wir sind alle gleich» – «Die Königsschiffe» – «Und die Männer sprachen untereinander, wie stattlich die Frau sei» – «Die Feste der Wikinger» – «Wo die geschriebene Geschichte beginnt: Norwegen-Dänemark – und noch nicht beginnt: Schweden» – «Neue Länder – neue Erdteile» – «Von New York bis Bagdad» – «Das Wikingererbe». Dann folgen die 88 Tafeln mit ausgezeichneten Bildwiedergaben und Kurztexten, die in ausführlichen Bild-erläuterungen auf den nachfolgenden 9 Seiten eine Vertiefung erfahren und alles Wissenswerte über das auf diesen Tafeln sowie auf den Textabbildungen Dargestellte vermitteln. In einem sechsseitigen Anhang legt endlich Professor J. O. Plassmann vor: «Alkuins Reise im Jahre 781» – «Ohteres und Wulfstans Reisebericht» – sowie eine Erklärung «Über zwei gotländische Bildsteine». Den Schluß des Buches bilden ein sachdienlich geordnetes Literatur- sowie Namen- und Ortsverzeichnis.

Das vorliegende Werk ist im herkömmlich-bewährten Stil handlich geformt (26,5 × 19 cm), geschmackvoll gebunden und wirklich reich ausgestattet: Die Zeichnungen sind sauber, dorthin gesetzt, wohin sie gehören. Übersichtskärtchen

helfen mit, sich «an Ort» gleich zu orientieren. Rekonstruktionen und Modellwiedergaben in einfacher Strichmanier und Photo lassen das Gesagte besser erfassen. Pläne und Photos von Ausgrabungsbefunden gewähren Einblicke in die archäologischen Quellen. Landschaftsaufnahmen schaffen die notwendige Atmosphäre. – Die Großzahl der Bilder aber ist der Wiedergabe der Einzelfunde gewidmet: In Strichzeichnung erscheint das Ornament klar und deutlich und wo nötig mit Ergänzung, auf den Photos und Farbtafeln aber ist eine Riesenzahl von großen und kleinen Objekten festgebannt, die in den verschiedensten Museen, vorab Schwedens, Norwegens und Dänemarks, aber auch Irlands, Großbritanniens, der USA, der Bundesrepublik Deutschland, der sogenannten DDR, der UdSSR usw. aufbewahrt werden.

«Die Wikinger» von Eric Graf Oxenstierna ist eine reichste Fundgrube in Text und Bild. Das Buch liest sich wie ein Roman – und schildert doch nackte Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die indes weit umfassender ist, als was man bisher ahnte: Der Nebel der Romantik fällt, die Wikinger treten als die ersten Menschen auf den Plan, deren Fahrten vier Erdteile berührten, – die Island, Grönland und den amerikanischen Kontinent entdeckten, – die in der Geburtsstunde des Abendlandes bis Duisburg und Trier im Westen, nach Smolensk, Stalingrad und Byzanz in Osteuropa segelten: Fränkisches Goldgeschmeide, friesisches Tuch und rheinisches Glas tauschten sie gegen Marder, Biber, Otter und Ren aus den nordischen Wäldern, gegen russischen Zobel und sibirisches Eichhorn usw. Kein Wunder, wenn in Gräbern und Stadtruinen der Wikinger arabische Gläser, eine persische Henkeltasse, östliche Silberschalen, chinesische Seide, – ja ein chinesisches Buddhafigürchen u. a. m. zum Vorschein gekommen sind. Das Buch «Die Wikinger» von Eric Graf Oxenstierna verdient, in die Bibliothek jedes Freundes der Ur- und Frühgeschichte eingereiht zu werden.

Uitikon ZH

Walter Drack

**Klaus Parlasca, Die römischen Mosaiken in Deutschland.** Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts Frankfurt a. M., Römisch-Germanische Forschungen Band 23, Walter de Gruyter, Berlin 1959. VII, 156 S., 104 Tafeln, 6 Farbtafeln und 16 Textabbildungen.

Der vorliegende, prachtvoll ausgestattete Band ist die Buchausgabe einer 1950 in Maschinenschriftexemplaren in einigen Umlauf gekommenen Dissertation des Verfassers. Der gedruckte Text bietet gelegentlich Erweiterungen, aber keine nennenswerten Änderungen. Neu hinzugekommen sind die über 100 Tafeln, darunter gute Farbaufnahmen und einige schematisch schwarz-weiß gezeichnete Musterausschnitte von Mosaiken. Sie geben Photographien von fast allen zur Erwähnung kommenden und noch greifbaren Mosaiken. Wer weiß, wie schwierig es ist, zureichende Aufnahmen von Mosaikböden von unterschiedlichem Zustand zu machen, wird die hohe Qualität des hier Gebotenen besonders schätzen.

Der Band gibt die erste umfassende Materialaufnahme sämtlicher bekannt gewordener Funde, die oft erst aus mühsamem Aktenstudium zurückgewonnen werden mußten. Für archäologische Materialpublikationen, besonders aus einem wenig erforschten Bereich, hat es sich als dienlich erwiesen, zunächst eine reine Bestandesaufnahme zu bieten. Meist werden zunächst katalogartig die Fundstücke einzeln monographisch dargestellt, während dann ein zweiter Teil oder auch erst eine spätere Veröffentlichung eine auswertende Gesamtdarstellung unternimmt. Dies ist etwa auch der von H. Stern in der Neubearbeitung des «Inventaire des Mosaïques de la Gaule» beschrittene Weg, dessen erstes Faszikel (1957) hier angezeigt worden ist (vgl. JbSGU 47, 1958/59, 268 f.). Die besondere geographische Verteilung des Fundstoffes verführte Parlasca zu einem anderen Vorgehen, indem er die rein analytische Darstellung stark verkürzte, um sie laufend mit einem Versuch zur Synthese zu verbinden. Die Hauptmasse römischer Mosaiken Germaniens wurde in den beiden wichtigsten Koloniestädten, in Trier und Köln, und deren weiterer Umgebung verlegt. Aus geschichtlichen Gründen ist Trier wesentlich reicher besonders an Mosaiken des dritten und des vierten Jahrhunderts. So ist es durchaus verständlich, daß der Verfasser den Versuch gemacht hat, in vier Hauptkapiteln die Mosaiken von Trier (Kapitel 1–3), von Köln und dem Rheinland (Kapitel 4) jeweils bereits nach der zeitlichen Abfolge gegliedert vorzuführen. Statt also für jeden einzelnen Mosaikboden die Beweisführung zur vorgeschlagenen Datierung durch Einzelvergleich und Fundumstände gesondert anzutreten, werden sie auf Grund

einer präkonzipierten Vorstellung des Entwicklungsganges der Stilgeschichte besprochen und eingeordnet. Man bewegt sich also methodisch stellenweise insofern in einem Zirkel, als nach einem Entwicklungsschema datiert wird, das aus den Einzeluntersuchungen vor allem gut baudatierter Mosaiken erst sauber herausgearbeitet werden müßte.

Trotz dieser etwas summarischen und apodiktischen Methode gelangt Parlasca im allgemeinen zu sehr einleuchtenden Ergebnissen, insbesondere für die Mosaiken des dritten und vierten Jahrhunderts. Die von Emil Krüger vor 25 Jahren auf zu schmaler Basis vorgenommenen Frühdatierungen (Römische Mosaiken in Deutschland, Archäologischer Anzeiger 1933, 657 ff.) werden im gesamten richtig herabgerückt. Damit wird auch die an die Vorstellungen Krügers noch anknüpfende Fehldatierung des neuentdeckten Dionysosmosaiks vom Kölner Domplatz durch die Ausgräber von Parlasca richtiggestellt (spätseverisch statt um 150 n. Chr.).

Bedenken erheben sich jedoch vor des Verfassers Beurteilung der frühesten Gruppe römischer Mosaiken in Germanien. Während sich seine Datierungen vorwiegend auf – oft subjektive – stilistische Kriterien gründen, werden die durch die Baugeschichte gelegentlich zur Verfügung gestellten außerstilistischen Datierungskriterien ungenügend zu Rate gezogen oder irrig interpretiert. Hier ist besonders auf den wichtigen Komplex der früheren Gruppe von Mosaiken aus dem sogenannten Prokuratorenpalast von Trier hinzuweisen, die Parlasca ins spätere erste Jahrhundert datieren möchte. Wir halten jedoch dafür, daß sie auch vom rein stilistischen Gesichtspunkt aus nicht vor dem vorgeschrittenen zweiten Jahrhundert verlegt worden sein kann, wie der Vergleich mit baudatierten Mosaiken der Schweiz und Italiens zeigt. Hier hätte die genaue und sorgfältige Untersuchung der Baugeschichte zu sicheren Ergebnissen führen müssen, wie sie nun H. Stern in seiner Besprechung des hier anzuzeigenden Buches geleistet hat (Journal des Savants, juillet-septembre 1959, besonders 6 ff.). Dasselbe Versagen seiner Interpretationsmethode eines baugeschichtlichen Befundes wie beim genannten Prokuratorenpalast führt Parlasca dazu, auch schweizerische Mosaiken des mittleren und späteren zweiten Jahrhunderts in flavische Zeit zu datieren (Buchs-

Zürich, Waltenschwil-Buelisacker, Unterlunkhofen). Seine Stützen sind hier wie dort Legionsziegelstempel, die aber unzweifelhaft jedesmal in mindestens zweiter Verwendung stehen und somit keineswegs unmittelbar Zeugnis ablegen können für die Verlegungszeit der Mosaiken, wie Parlasca annimmt, sondern höchstens einen terminus post quem bieten. Die Frühgeschichte des Mosaiks in Germanien bedarf damit weiterhin sorgfältiger Untersuchung.

Den darstellenden Teil beschließt ein kleineres Kapitel (5) über die verstreuten Mosaiken des übrigen Germanien. Das letzte Kapitel (6) bringt einen Abriß der stilgeschichtlichen Entwicklung in Germanien vor dem weiteren Hintergrund der kaiserzeitlichen Mosaikkunst insgesamt. So mutig und dankenswert dieser Versuch heute auch ist, fragt es sich doch, ob ein solches Unterfangen angesichts der quantitativ wie qualitativ noch ungleich verteilten Materialveröffentlichungen aus dem ganzen Reich nicht verfrüht ist. Vielleicht kämen wir zu einem nicht minder zuverlässigen wie nuancierteren Bild der Mosaikkunst der Kaiserzeit, wenn wir zunächst bescheidenlich eine katalogmäßige Veröffentlichung des gesamten Materials fördern bzw. abwarten würden, wie sie heute auf allen Seiten schon im Gange ist. Der damit erst ermöglichten gründlichen Stilanalyse würden sich zweifellos einzelne Bereiche, sei es durch Motivschatz oder Stilverwirklichung voneinander abheben. Von der Darstellung dieser durch noch zu erschließende Werkstattkreise mitbestimmten Einzelbereiche könnte dann erst auf sicherem Grund fortgeschritten werden zur Darstellung der Entwicklungsgeschichte der kaiserzeitlichen Mosaikkunst überhaupt, welche eine Geschichte der den Einzelbereichen gemeinsamen Hauptzüge und Stiltendenzen sein wird.

Die vier ebenfalls unverändert übernommenen Exkurse zu motivgeschichtlichen und einem technischen Problem sind dem Buch nicht organischer verbunden als der Dissertation. Die hier gemachten Feststellungen scheinen oft ungenügend unterbaut. Besonders der Rolle des negativen Setzverfahrens weist Parlasca größere Bedeutung zu, als neuere Beobachtungen zum Thema rechtfertigen (vgl. B. Andreae, *Das Alexandermosaik*, 1959, 10ff.).

Hochwillkommen sind die den Band beschließenden Verzeichnisse, darunter besonders auch eines des herangezogenen Vergleichsmaterials und eines

der auf den Mosaiken Germaniens vorkommenden Motive. Wenn Parlasca es seinem Leser auch nicht leicht macht, den baren Tatbestand aus dem flüssig geschriebenen, Mosaik an Mosaik reihenden Text herauszuschälen, so hat er uns mit seiner großen Arbeitsleistung der Materialvorlage doch eine unschätzbare Grundlage zur Weiterarbeit zur Verfügung gestellt.

Zürich

V. von Gonzenbach

**Marcel Pobé und Jean Roubier, Kelten-Römer. 1000 Jahre Kunst und Kultur in Gallien.** Walter-Verlag, Olten 1958. 99 S., 259 Bildtafeln, 1 Karte.

Die Unsicherheit von Gegenwart und Zukunft mag dazu beitragen, daß der Abendländer sich mehr denn je auf die Ursprünge seiner Kultur zu besinnen beginnt. Bücher über die großen Kulturen der Vorzeit erfreuen sich eines wachsenden Leserkreises und sind im Begriff, große Mode zu werden. Neben den geheimnisumwitterten Etruskern ist es vor allem das Volk der Kelten, das in das Blickfeld einer breiteren Öffentlichkeit rückt. Drei Ausstellungen – Paris 1955, Toulouse 1956, Schaffhausen 1957 – verfolgten das Ziel, das keltische Erbe für unsere Zeit neu zu entdecken.

Dieser Gedanke liegt auch dem vorliegenden Bildband «Kelten-Römer» zugrunde, wobei der Untertitel darauf hinweist, daß ein Jahrtausend europäischer Vergangenheit dem Leser und Betrachter vor Geist und Auge geführt werden soll. Wenn ein Kulturhistoriker vom Rang eines Marcel Pobé sich ein so hohes Ziel steckt, darf man auf das Ergebnis mit Recht gespannt sein. Um es vorwegzunehmen: Marcel Pobé, als zweisprachiger Schriftsteller zum Interpretieren französischen Wesens und französischer Kultur besonders legitimiert, erledigt sich seiner Aufgabe in souveräner Weise. Seinem Mitarbeiter, dem begabten Photographen Jean Roubier, sind die 259 meist großformatigen Abbildungen zu verdanken, die uns die wechselvollen Geschehnisse des Keltenvolkes anhand seiner architektonischen und künstlerischen Werke vor Augen führen. Das Schwergewicht des Bildbandes liegt auf der Provence, der römischen Provincia, wo die nachhaltigste Begegnung und Auseinandersetzung keltischer und griechisch-römischer Gesittung stattgefunden hat.

Nach einer geistreichen Einstimmung bespricht der Verfasser das umfangreiche Bildmaterial vorerst im Rahmen von sechs ansprechend gefaßten

Themenkreisen wie «Geweihete Steine, heilige Stätten», «Lebendige Wasser», «Symbolkraft der Tiere» usw., wobei auch dem Fachmann manche an sich bekannte Dinge in neuer, ungewohnter Sicht geboten werden. Es folgen die Bilderläuterungen und der Bildteil, die beide einem mehr chronologischen Ordnungsprinzip verhaftet sind. Der mit genauen Maßzahlen und Hinweisen über Fundort und heutigen Standort ausgestattete Katalog streift einleitend die der keltischen Einwanderung in Gallien vorausgehenden Grab- und Kultdenkmäler der Megalithkultur (Abb. 1–5) und wendet sich dann den eigentlichen Werken keltischer Kunst zu (Abb. 6–56), wobei der keltisch-ligurischen Oppida und Heiligtümer von Entremont und Roquepertuse in der heutigen Provence besonders gedacht wird. Eindrucksvoll (in 60 Bildern) kommt die Romanisierung des südlichen Rhonetales zur Schau, womit die militärische Plattform für das weltgeschichtlich so bedeutsame Ereignis der Eroberung Galliens durch Cäsar geschaffen ist. Die erstaunliche Blüte lateinischer Kultur und Zivilisation in diesem von Kelten bewohnten Teil des römischen Imperiums wird in sorgfältig ausgewählten Bildern ganzer Stadtteile, einzelner Baudenkmäler, erlesener Skulpturen und kunstvoller Mosaikwerke (Abb. 126–170) heraufbeschworen, wobei auch Denkmäler schweizerischer Fundstätten und Museen zu Ehren kommen (Göttermosaik in Boscéaz bei Orbe; goldene Büste des Kaisers Marc Aurel; Kopf eines Helvetiers von Prilly; Frauenbüste von Allmendingen usw.). Ein weiterer Abschnitt («Das neue Gesicht der Kelten», Abb. 171–225) ist der auch unter römischer Besetzung eigenwillig weitergepflegten keltischen Kunst gewidmet. Auch hier wird schweizerisches Fundgut in kluger Auswahl mitherangezogen, u. a. die Statue der Bären Göttin Artio von Muri bei Bern und die bekannten Stirnziegel von Vindonissa, die den ethnischen Typus des ansässigen Helvetiers in leicht karikaturhaften Zügen wiedergeben. Zum Schluß (Abb. 226–259) erfährt noch die frühchristliche Kunst, die der sterbenden Kultur der Spätantike ihren letzten Glanz verleiht, eine ansprechende Würdigung. Mit besonderer Einfühlung und Liebe wird dabei dem Plastikschmuck der Marmorsarkophage nachgegangen, die einst die Gräberallee Les Aliscamps in Arles gesäumt haben, heute aber größtenteils in alle Winde zerstreut sind.

Wenn sich der Bildband auch in erster Linie an ein breiteres Publikum richtet, vermag er doch auch dem Fachgelehrten manche Anregung und wertvolle neue Ausblicke zu bieten. Dazu tragen neben der Sachkenntnis und der Sprachgewandtheit des Verfassers auch die hervorragenden Bildaufnahmen bei, die in solcher Ausdruckskraft nicht leicht anderswo zu finden sind. Ein vorzüglicher Gedanke war es, auf einer geographischen Übersichtskarte Fundort und Standort der behandelten Kunstwerke festzuhalten. Dem Verlag gebührt ein Sonderlob für die geschmackvolle Gestaltung und großzügige Ausstattung des Werkes.

Rückblickend möchten wir festhalten, daß dem Verfasser sein Vorhaben, ein Werk zu schaffen, «das in Wort und Bild dem abendländischen kultivierten Leser-Betrachter ein Stück seiner reichen Vergangenheit nahebringen, einen Teil seiner schlummernden Kultur verlebendigen, das Unvergängliche seines geistigen Besitzes verdeutlichen möchte» in beglückender Harmonie gelungen ist.  
Zug

Josef Speck

**Josef Poulik, W. und B. Forman, Kunst der Vorzeit in der Tschechoslowakei.** Artia, Prag 1956 (Auslieferung für die Schweiz: Office du Livre, 6 rue du Temple, Fribourg). 56 S., 189 Tafeln und Abbildungen, 22 Farbtafeln.

Der mannigfaltigen Ur- und Frühgeschichte Böhmens und Mährens ist der von Josef Poulik kommentierte und von W. und B. Forman bebilderte Band gewidmet. Auf großen Tafelbildern werden die musealen Prunkstücke des tschechischen Bodens präsentiert: Viele Kleinode sind farbig wiedergegeben; die Reproduktion ist meistens sehr gut.

Der Bildband ist chronologisch geordnet; paläolithische Plastiken und Ritzzeichnungen von Mensch und Tier stehen am Anfang; es folgen neolithische Gefäße mit verschiedenen Dekorationsarten und -techniken. Bemerkenswert sind die steinzeitlichen Idole und Adorantenfiguren. Die Kunst der darauffolgenden Epochen wird anhand auserlesener Beispiele von Keramik, Waffen, Schmuck und Trachtzubehör dargestellt; es sind sowohl bekannte als auch viele unbekannte Funde darunter. Besondere Freude macht die farbige Wiedergabe eines frühmittelalterlichen Stoffes von St. Veit zu Prag aus der Zeit um etwa 600 n. Chr. Der Kunst der Slawen und der Erörterung ihrer

Herkunft wird aus nationalen Gründen breiter Raum gewährt.

Der Begleitkommentar von Josef Poulik ist kurz und knapp gehalten. Schade, daß die Behandlung der vorwiegend wirtschaftlichen Entwicklung der Gesellschaftsstruktur dialektisch rot gefärbt ist. Eine mehr auf Kultur und Geistesgeschichte ausgerichtete Betrachtungsweise hätte das ganze, vorzüglich ausgestattete Werk noch wertvoller gemacht. Trotzdem ist die Leistung von Poulik und Forman beachtenswert; sie haben eine gut dokumentierte Darstellung der tschechoslowakischen Kunstentwicklung in der Frühzeit geschaffen.

Basel

Rudolf Degen

**Les processus de l'homínisation** (Colloques internationaux du Centre national de la Recherche scientifique, Sciences humaines, Paris, 19-23 mai 1958). Paris, Centre national de la Recherche scientifique, 1958, 215 p., 32 fig.

Comment, par quel jeu complexe de modifications génétiques et de transformations anatomiques l'espèce humaine est-elle devenue ce qu'elle est? Quel rôle ont joué, dans ce grandiose phénomène d'homínisation, les données spécifiquement humaines que sont le langage articulé, la capacité de maîtriser le feu et de fabriquer l'outil? Comment faut-il se représenter le cheminement de l'intelligence, dans son évolution vers ce qu'elle est chez *Homo sapiens*? C'est, sinon pour répondre à toutes ces questions et à d'autres encore, du moins pour chercher, en faisant le bilan de nos connaissances à leur sujet, des éléments de réponses, que se sont réunis, invités par le C.N.R.S. à Paris, un certain nombre de spécialistes - zoologistes, anatomistes, anthropologistes, paléontologistes, préhistoriens, psychologues et sociologues - groupés autour de treize d'entre eux, auteurs de rapports sur les divers aspects du problème. La rapidité avec laquelle ont été publiés les actes de ce colloque nous vaut de disposer, quelques mois après, d'une somme où sont consignées les tendances existant aujourd'hui parmi ceux qui réfléchissent à l'énigme de nos origines.

Voici la liste de ces rapports, qui sont suivis du résumé des interventions qu'ils ont suscitées: *A. Delmas*, L'acquisition de la station érigée. - *A. Delattre*, La formation du crâne humain. - *G. H. R. von Koenigswald*, L'homínisation de l'appa-

reil masticateur et les modifications du régime alimentaire. - *J. Anthony*, La réalisation du cerveau humain. - *H. Piéron*, Le développement de la pensée conceptuelle et l'homínisation. - *V. V. Bounak*, L'origine du langage. - *R. Bonnardel*, La main et l'outil. - *K. P. Oakley*, L'utilisation du feu par l'homme. (Ces deux rapports sont suivis d'une longue contribution de l'abbé Breuil.) - *S. Zuckerman*, L'homínisation de la famille et des groupes sociaux. - *J. Piveteau*, La paléontologie de l'homínisation. - *G. Heberer*, L'homínisation: sélection, adaptation ou orthogénèse. - *A. Vandel*, Le phénomène humain. - *H. V. Vallois* a résumé et conclu le colloque (Le problème de l'homínisation).

Il y a deux méthodes d'approche du problème de l'homínisation (l'anthropogénèse de certains auteurs; en allemand: Menschwerdung). La première, qui pourrait être qualifiée de comparative, consiste à étudier les formes actuelles de Mammifères, et plus particulièrement de Primates non humains, avec l'Homme. C'est cette méthode qui permet à M. A. Delmas d'affirmer que «la souche des Homínidés, au sens large du terme, a été dès l'origine bipède»; la station verticale est en effet la première acquisition spécifiquement homínienne. C'est à la même méthode que M. A. Delattre doit d'ouvrir de vastes horizons sur la façon dont le crâne primate a pu, par rotation autour de l'axe vestibien (déterminé par les canaux semi-circulaires, liés à l'équilibration du corps), donner au cerveau un volume plus grand. C'est sur de telles bases aussi que MM. J. Anthony et H. Piéron s'appuient pour montrer la marge qui, par delà certaines analogies fondamentales, sépare les structures du cerveau et les comportements intellectuels de l'Anthropoïde et de l'Homme. C'est partiellement sous cet angle que M. V. V. Bounak aborde l'invérifiable problème de l'origine du langage humain et que M. R. Bonnardel affirme la spécificité humaine de la capacité à créer et à utiliser l'outil, à le conserver et à en transmettre la technique. C'est en faisant appel à l'observation des collectivités de Singes que S. Zuckerman, tout en avançant le caractère proprement humain des institutions culturelles réglementant les relations des sexes et de l'action coopérative dans la recherche de la nourriture, essaie de décrire le passage d'un comportement social à l'autre.

Le seconde méthode, plus directe, est d'ordre



paléontologique et – en donnant à ce terme son sens le plus large – archéologique. C'est par la recherche et l'étude des documents fossiles (ossements, traces de feu, outillage, indices d'activité) que l'on vérifie et complète les hypothèses auxquelles la méthode comparative donne lieu. Certes il est de nombreux cas où l'on doit utiliser les deux méthodes conjointement (c'est le cas, entre autres, de MM. Delmas, Delattre, Anthony, Bonnardel). Mais lorsqu'il s'agit par exemple du passionnant problème de la première utilisation du feu (K. P. Oakley), seules les observations faites sur le terrain apportent des preuves certaines (notons que l'auteur de ce rapport refuse, à juste titre me semble-t-il, d'admettre l'attribution par Dart de la connaissance du feu aux Australopitèques sud-africains, dans l'état actuel des recherches).

Le rapport où M. A. Vandell situe l'homme individuel et social dans son originalité, et ceux de MM. J. Piveteau et G. Heberer, où sont retracées les grandes lignes du phénomène d'homination, complètent avec bonheur cet ensemble de travaux synthétiques, dont les conclusions sont résumées par M. H. V. Vallois.

Ce livre est un puissant excitant à la réflexion sur les problèmes des origines humaines; est-il beaucoup d'hommes cultivés à qui ceux-ci soient indifférents?

Genève

Marc-R. Sauter

**Hugo Rahner, Griechische Mythen in christlicher Deutung.** Rhein-Verlag Zürich, Neuauflage 1957. 500 S., 12 Kunstdrucktafeln. Fr. 19.80.

«Wir sind Barbaren geworden und möchten wieder Hellenen sein». Mit diesem einfachen Satz gibt Rahner schon im Vorwort der Erstausgabe April 1945 einem Unbehagen Ausdruck, das sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vielleicht allzusehr in unser Unterbewußtsein zurückgezogen hat. Rahner weiß, daß sich sein Wort nur wenden kann «an die Wenigen, die mitlernen, nicht an die Menge, die nur eben zuhört», an jene, die in der Erschütterung des Verstandes auch den Aufruhr des Herzens erleben. Ihnen möchte der Verfasser «Wege weisen für einen christlichen Humanismus, für die ungeheure Möglichkeit jenes ‚neuen Menschen‘, von dem Paulus nach Kolossai schrieb, in dem sich Barbar und Hellene einen durch Christus, den menschengewordenen Gott, der da ist alles in allem.»

Um diese Absicht zu verwirklichen, kann es natürlich nicht genügen, die griechischen Mythen in ihrem Umfang und in ihrer eigenen Tiefe darzustellen, sondern sie können für uns erst fruchtbar werden in ihrer lebendigen Beziehung zum christlichen Gedankengut. Die wesentliche These Rahners geht nun dahin, daß das Verhältnis des Christentums zum hellenischen Mythos, dem tiefsten und erhabensten Ausdruck griechischen Denkens und Empfindens, nicht in einer genetischen Abhängigkeit des formalen Ausdrucks eines Mysteriums besteht. In der Einleitung setzt sich der Autor kurz mit den wissenschaftlichen Vertretern dieser Anschauung auseinander und würdigt die Verdienste der bisherigen Einzelforschung, weist aber entschieden darauf hin, daß die Gemeinsamkeit hellenischer und frühchristlicher Glaubensformen in der gleichartigen Natur aller Menschen und in ihrer gemeinsamen Kultur begründet ist und daß jeder menschliche Ausdruck für das Wahre und das Gute dem Geheimnis der christlichen Offenbarung adäquat ist. Die genetische Abhängigkeit wird so zu einer Abhängigkeit der Anpassung: Die christliche Auffassung vom siegenden Christus entstammt nicht dem griechischen Mythos des Helios; die Tiefe dieses Bildes hingegen bot den Kirchenvätern ein willkommenes Gewand für die geoffenbarten Wahrheiten.

Im ersten Teil seines Werkes bemüht sich Rahner in sehr vorsichtiger Art, den Begriff des einen christlichen Mysteriums zu lösen aus der Verstrickung mit den mannigfaltigen Erscheinungsformen der vielen griechischen Mysterien, einer Verstrickung, die verursacht wird durch unsere perspektivisch verkürzende Schau historischer Abläufe. Die griechischen Mysterien stellen eine Gefühlsreligion dar, bei welcher der Ritus das Entscheidende ist; damit unterscheiden sie sich aber grundsätzlich vom christlichen Dogma, dessen anthropomorphe Erscheinungsform unwesentlich ist. Die Darstellung christlicher Inhalte in griechischen Formen bedeutet also in Wirklichkeit ein Entgegenkommen der Kirchenväter gegenüber dem im antiken Geiste gebildeten Christen.

Den christlichen Begriff des Mysteriums versucht nun der Autor zu erklären anhand der Beispiele des Kreuzes und des Taufwassers. Er erfüllt dabei, vielleicht nicht absichtlich, eine apologetische Aufgabe: Er zeigt die Sinnlosigkeit jener Ansicht auf, die den Sakramenten magische Wir-

kungen zuschreiben will, wodurch diese natürlich im rationalen Raum der Lächerlichkeit preisgegeben sind.

Sol und luna, Sonne und Mond, sind nun die beiden Erscheinungen, in denen der Zusammenhang der griechischen Mythen mit der christlichen Offenbarungsreligion am deutlichsten hervortritt. Rahner benutzt sie, um sehr eingehend und einleuchtend seine oben dargelegten Ideen am Beispiel darzustellen. Für den Historiker, den Volkskundler, den Psychologen bieten diese Kapitel ein unerschöpfliches Material für das Verständnis antikchristlichen Gedankengutes. Der Leser wird beinahe erdrückt durch die Unmenge von Zitaten aus den Kirchenvätern, die der Professor für Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck seinen Thesen unterlegt.

Uns eher unbekannt, für die Christen der hellenistisch-lateinischen Welt jedoch von großer Bedeutung waren die Mythen vom Moly, dem Kraut des Hermes, mit dessen Hilfe Odysseus seine Gefährten aus der verderblichen Gewalt Kirkes zu retten vermochte, und der Mandragore, der geheimnisvollen Wurzel, deren Bedeutung bis ins hohe Mittelalter hinauf den Alchemisten bekannt war. So wundern wir uns nicht, wenn der letzte Teil von Rahners Werk den Titel «Heiliger Homer» trägt. Homer, in der Darstellung als blinder Dichter für uns von tiefster Bedeutung, tastet sich als unbewußter Seher an die Geheimnisse der Menschheit heran, und seine Symbolik von der wasserliebenden und fruchtverderbenden Weide, der Odysseus am Eingang zur Unterwelt begegnet, bekommt, von den Kirchenvätern als Ausdrucksform übernommen, eine weitreichende Bedeutung.

Die Krönung der Untersuchung besteht indes in der Aufzeigung der Parallelität, die zwischen dem Leben des Christen in dieser Welt und dem Abenteuer des Odysseus mit den Sirenen besteht. Der seinen Heimweg suchende Grieche am kreuzförmigen Mastbaum zu seinem Heile angebunden und bewußt und furchtlos den Gefahren des Lebens entgegenblickend – das ist das Bild, dessen Gewalt sich die frühen Christen nicht entzogen, das bei aller mißtrauischen Vorsicht der Väter gegenüber heidnischem Gedankengut in die patristische Literatur übernommen wurde und von dort aus bis in unsere Zeit lebendig blieb. Als hellenischer Mythos bewahrt es seine Strahlungskraft bis heute – als

Gefäß für das christliche Offenbarungsgeheimnis der Erlösung macht es uns staunen ob seiner Vollkommenheit, ohne daß wir seine Wirkung auf eben diesen Inhalt zu suchen haben.

Dies bedeutet die Heimholung des griechischen Menschen in den Hafen des Ewigen nach der Irrfahrt auf dem Meere jedes Lebens, und eine solche Heimholung vermag uns den Weg zu weisen zu einem umfassenden Humanismus christlicher Prägung.

Suhr

Albert Sennhauser

**Henry S. Robinson, Pottery of the Roman Period, Chronology. The Athenian Agora, Results of Excavations conducted by the American School of Classical Studies at Athens, Volume V. Princeton 1959. 149 S., 76 Tafeln.**

Ein anspruchsvoller Band liegt vor uns. In Vorwort und kurzgefaßter Einführung erhält man Aufschluß über die Grundlagen der Publikation. Aus mehr als 20 Grabungskampagnen auf der Athener Agora wurden 5000 Keramikstücke inventarisiert und ungleich mehr aufbewahrt. Dieser Band gibt eine Auswahl von 8 datierten Fundkomplexen und umfaßt rund 850 Stücke. Man hofft, mit den Funden der Agora-Grabungen ein typologisch-chronologisches Gerüst für das ganze östliche Mittelmeerbecken geben zu können. Dieser römische Osten ist bisher viel weniger gut bearbeitet gewesen als der Westen. Für die Keramik lagen eigentlich nur die großen Publikationen von Antiochia und Tarsus vor, wo die Datierungsmöglichkeiten beschränkt waren.

Der vorliegende Band gibt eine ausführliche, reine Materialvorlage, der erst in einem 2. Band «Typology» die Auswertung folgen soll mit dem Versuch, die Geschichte der Stadt mit den verschiedenen keramischen Gruppen in Verbindung zu setzen. Dieser 2. Band soll auch detaillierte Kapitel über die speziell interessierende, frühe, feinere Keramik enthalten.

Die 8 dargestellten Fundgruppen sind zumeist Zisternenfüllungen und stammen aus der Zeit nach der Belagerung und Zerstörung der Stadt durch Sulla (86 v. Chr.) bis ins frühe 7. Jh. n. Chr. Ein einschneidendes Datum ist die Einnahme der Stadt durch die Heruler 267 – der nördliche Vergleich mit dem Fall des Limes liegt auf der Hand. Die 8 Fundgruppen überschneiden sich zum Teil zeitlich und bieten damit Vergleichsmöglichkeiten

untereinander. In mehreren Fällen sind die Komplexe stratigraphisch unterteilt. Mit der Bezeichnung T-N schließen sich die Gruppen an ihre hellenistischen Vorgänger an, die von Thompson (1934) unter A-E publiziert wurden.

Auf die Einführung folgt ein sehr nützliches Verzeichnis der Termini technici, vor allem der benutzten keramischen Fachausdrücke, und dann beginnt der Katalog mit jeweils einleitenden Worten zu den 8 Gruppen. Als Anhang findet sich jedesmal noch ein Verzeichnis der übrigen Befunde, vorab der Lampen. Münzen spielen eine untergeordnete Rolle und sind kaum datierend. Zahlenmäßig überwiegen die Krüge und gröbere Haushaltware bei weitem die feinere Keramik.

Die stratigraphisch gewonnenen Daten sind im Vergleich zu dem, was wir an genauen römischen Keramikdatierungen im Westen und Norden gewohnt sind, immer noch recht weit gespannt. Die Gruppe F liegt im 1. Jh. v. Chr. zwischen «Sulla» und dem Auftreten der Arretina, also etwa 10 v. Chr. Genauere Datierungen erhält der Verfasser bei den feinen Bechern oberitalischer Art vor allem aus Vergleichen mit Gräbern von Ornavasso.

Die zweite Schicht von Gruppe G stammt aus der 1. Hälfte des 1. Jh. n. Chr. und enthält verhältnismäßig viel feine Importware. Wenn dabei (S. 25) nach der ausführlichen Beschreibung der abgebildeten 17 Stücke von «Samian A and B-Ware» die Bemerkung «from Layer IIb numerous fragments of typical Samian A plate and cup shapes» folgt, so bedauern wir eine so summarische Behandlung. Das gleiche gilt z. B. für die spät-römische Stempelware auf S. 80. Wir wissen heute aus den «westlichen» Bearbeitungen römischer Keramik, wie wichtig genaue statistische Aufstellungen für die Herausarbeitung einer Feinchronologie sind. Auch im östlichen Mittelmeer wird man einmal zu solchen verfeinerten Datierungen kommen und dabei wird sich das Wissen um das zahlenmäßige Verhältnis einzelner Keramikgruppen in bestimmten Zeitabschnitten zueinander als sehr nützlich erweisen. Hierfür ist es nicht nötig, daß jedes Stück katalogmäßig aufgeführt wird, aber es wäre schön und sehr übersichtlich, wenn z. B. zu jedem Stratum eine kleine Statistik der aufgefundenen Formtypen beigegeben wäre. Und noch einen anderen Wunsch möchten wir geltend machen: *Alle* Stücke von Reliefkeramik (es sind

in diesem Falle ganz wenige) sollten in Zeichnung abgebildet werden, denn sie sind auf den Fotos nicht erkennbar und es kommt ihnen der gleiche dokumentarische Wert zu, wie den Namenstempeln. Auch bei den übrigen Abbildungen würden wir den Zeichnungen lieber den Vorrang geben. Es stehen hier 35 Tafeln mit Fotos ganzer Gefäße 13 Tafeln mit Profilzeichnungen der feineren Keramik gegenüber. Es sei zugegeben, daß die Fotos von den sehr vielen Krügen ein anschauliches Bild ergeben, bei Tassen und Tellern hingegen sind sie meist sinnlos – und vielleicht wären gezeichnete Profile auch bei der gröberen Keramik in Zukunft doch aufschlußreich.

Wir können hier selbstverständlich nicht alle 8 Gruppen für sich besprechen und möchten nur noch einige allgemein interessante Beobachtungen herausstellen: Das Ende des Hellenismus in sullanischer Zeit ist rein keramisch darin faßbar, daß hier der «attische Ton» und «attische Schwarzfirnis» aufhören zu existieren. Und dann wieder das Ende der «römischen Zeit» wird charakterisiert durch das Aufhören der matten Glanztonüberzüge zugunsten der typischen, byzantinischen Keramik. Dies vollzieht sich jedoch erst im beginnenden 7. Jh. Amüsant ist das Auftreten von weiß bemalter Ware mit Ranken und Sprüchen im 3. Jh. als Parallele zu derselben Mode an anderen Formtypen des Rheinlandes in dieser Zeit. Sehr typisch ist die prinzipielle Verschiedenheit der Krugformen von denen im Westen und die außerordentliche Beliebtheit der Tassen in den Grundformen «Hofheim 5» und «Dr. 24» vom 1. bis ins 3. Jh.

Für Vieles wartet man mit Spannung auf den 2. Band. Wie verteilen sich die Importe aus West und Ost, besonders in den beiden Jahrhunderten um Christi Geburt? Wie verhalten sich die Athener Funde von «Samian A und B» zu den inzwischen publizierten Ergebnissen von Kenyon/Crowfoot in Samaria? Unter welchen Einflüssen vollzieht sich die Entwicklung der einfachen Gebrauchskeramik in Athen? Gibt es neue Anhaltspunkte für die Datierung und Lokalisierung der spätrömischen Sigillaten?

Nach der außerordentlich sorgfältigen und überlegenen Art und Weise, wie der Verfasser diesen ersten Band gestaltet hat, ist zu erwarten, daß der zweite die Hoffnungen nicht enttäuscht. Der Text zeigt durchgehend eine mustergültig knappe, straffe und klare Form; die Literaturzitate bringen

überall das Wesentliche bei weisem Verzicht auf unnötigen Ballast. Eine solche größere Grabungsmaterialpublikation ist neben der wissenschaftlichen vor allem auch immer eine stark organisatorische Aufgabe. Daß diese hier glänzend gelöst ist, macht das Buch für den Leser auf angenehmste Weise benutzbar.

Zürich

Elisabeth Ettliger

**Bogdan Rutkowski, Terra Sigillata Znalezione w Polsce.** Bibliotheca Antiqua vol. 2. Wrocław 1960. 115 S., 37 Tafeln und 5 Karten. Polnischer Text mit englischer Zusammenfassung.

Über die bisher in Polen gefundene Terra sigillata ist eine ausführliche und umfassende Arbeit erschienen. Es handelt sich um rund 200 zum Teil sehr kleine Fragmente, meist von der Form Dr. 37. Das früheste Stück ist eine vereinzelte Scherbe der Form Knipowitsch 4, wohl kleinasiatischer Herkunft, aus dem Beginn des 1. Jh., gefunden in der Gegend von Krakau. Dann folgen 3 südgallische Scherben, 9 aus Lezoux, 2 wahrscheinlich von Blickweiler, 66 aus Rheinabern, 29 aus Westerndorf, 3 aus Trier und ein pannolisches Stück. Die Hauptimportzeit liegt also eindeutig in der zweiten Hälfte des 2. und im frühen 3. Jh.

Die Funde stammen zu 90% aus Gräbern. Von den 78 Fundorten liegen nur 10 östlich der Weichsel, die übrigen vor allem dicht gedrängt im mittleren Polen, nordwestlich von Lodz. Eine Erklärung für diese merkwürdige Konzentration scheint bisher nicht vorzuliegen.

Gegenüber den bisherigen Publikationen erweitert die Arbeit von Rutkowski das Bild ganz wesentlich. Die Bestimmungen der einzelnen Stücke sind mit großer Sorgfalt und unter Heranziehung aller nötigen Literatur vorgenommen. Gute Tabellen nach verschiedenen Gesichtspunkten ermöglichen eine rasche und klare Übersicht, verstärkt durch die instruktiven Karten nach den Fabrikationszentren. Schade ist einzig, daß die Abbildungen nicht in Zeichnungen gegeben wurden. Die Photographien sind zwar gut, aber es zeigt sich doch immer wieder, daß für die Publikation von Reliefsigillaten die Wiedergabe in Zeichnungen 1:2 weitaus das Praktischste ist. Interessant wäre es nun, wenn jemand für das Gebiet der Tschechoslowakei Kartierungen nach dem gleichen Prinzip vornehmen würde, so daß man für

ein größeres Gebiet und im direkten Anschluß an die Donauländer eine Übersicht gewinnen könnte.  
Zürich Elisabeth Ettliger

**Wilhelm Schleiermacher, Der römische Limes in Deutschland.** Ein archäologischer Wegweiser für Autoreisen und Wanderungen. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1959. 12 × 18 cm, 244 S. mit 42 Abb. und Plänen im Text und 2 Karten. Ganzleinen DM 12.-.

Es ist ein äußerst verdienstliches Unternehmen, das sich der bekannte Römerforscher in Frankfurt a. M. zum Ziele gesetzt hat: Einen Führer zum Limes zu schaffen, zu dem – mit seinen 550 km Länge – bedeutendsten frühgeschichtlichen Bodendenkmal Deutschlands, welches etwa in den Jahren 80–260 n. Chr. angelegt wurde.

Seit den großzügigen Forschungsarbeiten im Laufe des 18., besonders aber des 19. Jh., gibt es kaum eine Karte, auf der nicht zumindest Teile des Limes festgehalten sind. Auch gab und gibt es einzelne Führer etwa zu größeren Kastellen usw. Doch ein derart handliches Bändchen in Taschenformat zum gesamten ehemaligen römischen Verteidigungswerk zwischen Mittelrhein und Kehlheim an der Donau fehlte bisher!

Hier liegt das Vermißte und Gesuchte nun vor, in klassischer Buchform, frei von jedem modernen Tand, ansprechend in der Ausstattung, gewählt im Wort, gediegen im Bild: «Es bietet ... dem eiligen Reisenden in dem Abschnitt über die ‚Autofahrten am Limes‘ die Möglichkeit, sich über die wesentlichen Einzelheiten der Limesanlagen innerhalb eines Tages, ja beim Besuch der Saalburg und ihrer Umgebung innerhalb weniger Stunden zu orientieren. Andererseits sind aber alle dem Verfasser noch bekannten sichtbaren Reste in die Beschreibung aufgenommen, um es dem Heimatfreund, dem Lehrer oder dem Studierenden zu ermöglichen, die oft in schönster Landschaft liegenden Limesbauten aufzusuchen» (Vorwort). Hierzu dient der nächste Abschnitt «Fußwanderungen am Limes».

Dem Abschnitt «Autofahrten am Limes» sind drei Möglichkeiten zugrunde gelegt: «Acht Tage Autofahrt am Limes», «Leicht erreichbare Ziele» und «Kreuzungen des Limes mit der Autobahn». Für die allgemeine Orientierung dienen die beiden auf dem Vorsatz des Führers abgedruckten Übersichtskarten. Der Abschnitt «Fußwanderungen

am Limes» enthält eine eingehende Darstellung des Limes und seiner einzelnen Befestigungswerke vom Rhein bis an die Donau.

Doch nicht genug damit! Der Limesführer bietet noch mehr! Eine 30 Seiten umfassende Einleitung ermöglicht dem Leser, sich ein Bild über «Die Erforschung des Limes in Deutschland», über «Wort und Begriff» (limes), über «Verwaltung und Heerwesen der Römer» sowie über «Die Bauten des römischen Heeres» im allgemeinen und im besonderen am Limes zu machen. Andererseits gibt der Verfasser auf 29 Seiten einen ausgezeichneten Überblick über die «Geschichte des römischen Limes in Deutschland», unterteilt in die beiden Abschnitte «Der Limes in Obergermanien» und «Der Limes in Rätien». Endlich enthält das kleine Werk außer den Ortsnamen und Abbildungsverzeichnissen ein solches über die einschlägige Literatur.

Der vorliegende Limesführer vermittelt wahrhaftig in gedrängter, aber nicht etwa knapper Kürze alles Wissenswerte über den Limes und seine historische und geographische Welt, und zwar sowohl dem Laien als auch dem Fachmann. Wer dieses Büchlein einmal hat, wird es nie mehr missen können – und sollte es ihm gar nie als Führer am Limes selbst dienen!

Uitikon ZH

Walter Drack

**Friedrich Schlette, Die ältesten Haus- und Siedlungsformen des Menschen** auf Grund des steinzeitlichen Fundmaterials Europas und ethnologischer Vergleiche. Ethnographisch-archäologische Forschungen 5, 1958. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin. 185 S., 93 Tafeln und Karten mit zahlreichen Abbildungen.

Der Autor des vorliegenden, reich illustrierten Buches ist seinerzeit bekannt geworden durch seine Dissertation über den jungsteinzeitlichen Befestigungsbau in Mitteleuropa. Nachdem er sich darauf in verschiedenen Arbeiten mit Haus- und Siedlungsformen beschäftigt und z. B. das erste Rössener Haus Mitteldeutschlands publiziert hatte, entstand als eine Art Lexikon diese neueste Zusammenfassung aller bekannten Grundrisse aus der mittleren und jüngeren Steinzeit. Heute arbeitet er mit dem Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin, also in Ostdeutschland, zusammen, verfügt aber über eine gründliche Kenntnis auch der westeuropäischen

Publikationen und Fundplätze. Als kleinen Prüfstein haben wir seinen Passus zur Pfahlbaufrage nachgesehen, die er als Forschungsproblem in ihrer historischen Entwicklung schildert und dann trotz seiner Zustimmung zu E. Vogts Thesen mit dem Schlußwort abschließt: «Trotzdem ist es im Rahmen dieses Werkes einfach unmöglich, nun eo ipso alle ‚Pfahlbausiedlungen‘ in Moorsiedlungen umzudeuten.» Deshalb gibt er im folgenden jeweilen die Meinung des Ausgräbers und Bearbeiters wieder, da es unmöglich wäre, alle Fundplätze nochmals zu untersuchen.

Der Tafelteil mit 90 Tafeln und einem Mehrfachen an Abbildungen ist die beste Zusammenfassung von Grundrissen, welche von den primitiven Hütten bis zum ausgewachsenen Dorfe reichen. Sonst sind diese Befunde in ungezählten Publikationen zerstreut, was besonders für Osteuropa zutrifft, aus dem Schlette einige gute Beispiele herholt. In seiner weitreichenden Bibliographie von 20 Seiten finden wir u. a. russische Titel, deren Ergebnisse er auch im Text verarbeitet. Dennoch berücksichtigt er auch gerade die am andern Ende seines Betrachtungsgebietes liegenden, nämlich die englischen Fundorte, sehr genau, und zwar in Zusammenarbeit mit Clark, Childe usw. Sein Standpunkt ist im übrigen zwar nach Osten verschoben, was aber für unseren Horizont nur eine Abrundung bedeutet.

In acht Kapiteln bespricht er Haus und Dorf bei den Stämmen der ältesten Pflanzenanbauer und Viehzüchter, nämlich im Bandkeramischen Kreis, im Donaugebiet, in Griechenland, in der Tripoljekultur, in der Trichterbecher-(Megalith-)Kultur, im westeuropäischen Kreis, in den Becher-(Streitaxt-)Kulturen und in den endjungsteinzeitlichen Kulturen. In diesem Kapitel übernimmt er manchmal aus älteren Publikationen Begriffe, die wir heute vielleicht nicht mehr gelten lassen würden. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, daß er einen reichhaltigen und kritischen Querschnitt durch die Wohnbauforschung gibt und dazu eigene Beobachtungen aus uns weniger bekannten Gebieten beisteuert. Auch die ethnologischen Parallelen sind herangezogen. Nach seiner Ansicht ist es jedoch verfrüht, eine Verbreitungskarte über die Siedlungsformen bzw. die Dorfformen anzulegen, da darüber noch zu wenig Quellenmaterial aus guten Grabungen vorliege. Die Quintessenz seiner Untersuchungen faßt er in eine Tafel zu-

sammen, in der er die Entwicklung der menschlichen Behausung gibt. Gerade unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet stellt das Werk einen Fortschritt dar, weil wohl bisher niemand eine derart große Zahl von Fundplätzen und ihren Eigenarten zusammengestellt hatte. Wir können Schlettes Tafeln, auf denen auch etliche Rekonstruktionen zu sehen sind, weiteren Kreisen zur Lektüre empfehlen, da er uns die Mühe der eigenen Kombination abnimmt und seine Meinung überall ohne Phrasen hinsetzt.

Zürich

Verena Bodmer-Gessner

**Fritz Taeger, Das Altertum.** 6. Auflage, W. Kohlhammer, Stuttgart 1958. Band I: XVI und 426 S., 40 Tafelabb., 1 Farbtafel, 3 Karten. Band II: 486 S., 40 Tafelabb., 1 Farbtafel, 3 Karten. Leinen DM 45.-.

Die Frage, ob es heute noch möglich ist, auf 900 Seiten «das geschichtlich Wesentliche» der Antike vom ägyptischen alten Reich bis auf Konstantin mit dem Anspruch wissenschaftlicher Geltung darzustellen, soll hier nicht diskutiert werden. Die Zeiten, da der Professor für alte Geschichte seine Kolleghefte über das ganze Fachgebiet publizieren durfte, sind vorbei, und kein Althistoriker hat mehr die Übersicht über die Fortschritte des gesamten Faches. Rostovtzeff mit seinem immensen Wissen durfte es sich noch leisten, eine «Geschichte der Alten Welt» zu drucken, und doch hatte schon damals sein Werk vor allem als confessio Gewicht. Die Originalität des sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Urteiles ließ alle andern Mängel zurücktreten.

Daß ein solcher originaler Charakter Taegers Werk abgeht, haben schon frühere Rezensionen betont. Die Darstellung bewegt sich durchaus im Rahmen der konventionellen Meinungen, wie sie in den Handbüchern zu finden sind. Gegenüber den Auflagen, die während des Krieges erschienen sind, hat der Verfasser verschiedene zeitgebundene Formulierungen beseitigt, z. B. die Passagen über den nordischen Blut- und Rassenmythos ausgemerzt, und auch die sonstigen Konzessionen an das «völkische Denken» der dreißiger Jahre getilgt. Die peinliche Feststellung der neuen Auflage, die erste Fassung von 1939 habe dazu gedient, «mit Worten der Wissenschaft zu sagen, was man anders in Deutschland nicht sagen konnte», wäre besser unterblieben. Qui s'excuse s'accuse.

Nach dem Vorwort hat der Verfasser den Teil über die Kaiserzeit völlig umgearbeitet, um das Buch auf den Stand der Forschung zu bringen. Leider scheinen ihm aber doch viele neuere Publikationen entgangen zu sein. Ich greife als beliebiges Beispiel die Darstellung über Septimius Severus heraus (814ff). Über die Rolle des Senates: «Der Senat hatte zwar formal immer noch Anteil an der Regierung, bedeutete praktisch aber nur noch sehr wenig.» Das Gegenteil haben schon Stein, *Gesch. d. spätröm. Reiches I*, 1928, 66, und neuerdings Barbieri, *L'Albo Senatorio*, 1952, betont. Der Einfluß des Senates beruht auf den großen Statthalterschaften, nicht auf der staatsrechtlichen Unabhängigkeit der Körperschaft. Die römischen Komitien spielen seit der späten Republik keine entscheidende Rolle mehr, sind also an der Entwicklung in der Kaiserzeit nicht mehr beteiligt (S. 814). Severus ist nicht am 13. April erhoben worden (S. 816), sondern am 9. April: *Feriale Duranum*, *Yale Class. Stud.* 7, 1940, 100ff. Der Tod des Pescennius Niger fällt nicht in den November 194, sondern wohl in den Mai (*CAH XII* 8. Magie, *Roman Rule in Asia Minor*, 1950, 1538). Der Fall von Byzanz ereignete sich schon im Spätjahr 195, nicht erst 196. Die Anhänger Nigers wurden nicht schon 194 ausgerottet, sondern die Abrechnung mit dem Senat schob Severus auf bis nach dem Siege über Clodius Albinus 197 (Barbieri, *Aspetti della politica di Settimio Severo*, *Epigraphica* 14, 1952, 5ff.). Die Herrschaft des Severus als «orientalisierende Despotie» zu charakterisieren, geht nach den Arbeiten von Instinsky (*Klio* 1942, 200ff.) und Barbieri nicht mehr an. Severus ist ebensowenig Orientale oder Afrikaner wie Traian Spanier; daß er die Interessen der Provinzen gegen Italien vertritt, hat nichts mit seiner Herkunft zu tun. Gegen solche anachronistischen Urteile etwa R. M. Haywood, *The African Policy of Septimius Severus*, *Transact. American Philol. Ass.* 71, 1940, 175ff.

Der Verfasser wendet sich im Vorwort gegen ungerechte Rezensionen, welche nur einzelne Seiten zur Kritik herausgreifen, anstatt sich mit dem ganzen Werk auseinanderzusetzen. Gewiß mag ein solcher Hinweis auf einzelne Versehen und anfechtbare Formulierungen (z. B. auch sprachlicher Art: allzuoft ist von «atomisierten» Menschen oder Zuständen die Rede) kleinlich erscheinen, aber ein wissenschaftliches Buch kann

der sachlichen Präzision nicht entbehren. Ein Werk vom Umfang des vorliegenden kann heute wohl nur noch durch ein Team bewältigt werden. Deshalb ist bis heute die Cambridge Ancient History mit ihren vielen Mitarbeitern die einzige wissenschaftlich brauchbare Übersicht über die alte Geschichte.

Im übrigen zeichnet sich die Neuauflage durch gutes Papier, schönen Druck und brauchbare Illustrationen aus.

Bern

Gerold Walser

**Rudolf Turek, Die frühmittelalterlichen Stämmegebiete in Böhmen.** Národního musea v Praze, Prag 1957. 128 S., 5 Karten.

Turek unternimmt den bemerkenswerten Versuch, unter Beiziehung der Forschungsergebnisse der verschiedensten Wissenschaftszweige – der Archäologie, der Kirchengeschichte, der Philologie, der Geschichte – eine Übersicht der Stammesgebiete und deren Verhältnis zur kirchlichen Organisation im frühmittelalterlichen Böhmen zu erarbeiten. Solchen Versuchen kommt heute eine vermehrte Bedeutung zu, führen sie doch die Forschung aus der rein gegenstandstypologischen Betrachtung heraus und zurück zu den eigentlichen, nämlich den historischen Problemen.

So knapp und summarisch die einzelnen Kapitel bei einer solchen Zielsetzung gefaßt werden müssen, vermögen sie doch als Gesamtes zu überzeugen. Ja, der reichhaltige Anmerkungsapparat erweist sich als wahre Fundgrube, die auch einem Bearbeiter des schweizerischen Fundgutes von großem Nutzen sein wird. Ich denke hier z. B. an eine Bearbeitung der frühmittelalterlichen Grabhügel der Spätzeit. Dem Leser, der mit den böhmischen Verhältnissen nicht vertraut ist, wird die Lektüre dieser Schrift anfänglich etliche Mühe bereiten. Es fehlt dem Bändchen eine chronologische Übersichtstabelle über die böhmischen Terminologien, besonders wenn mit Begriffen wie «alt- und frühmittelburgwallzeitlich» operiert wird.

Riehen/Basel

Rudolf Moosbrugger-Leu

**Günter Ulbert, Die römischen Donau-Kastelle Aislingen und Burghöfe.** Limesforschungen, Bd. 1. Berlin 1959. 111 S., 77 Tafeln, 16 Abb., 2 Karten. DM 30.–.

In der neu geschaffenen Reihe «Limesforschungen» sollen Studien zur Organisation der römi-

schen Reichsgrenze an Rhein und Donau veröffentlicht werden. Im Auftrage der Römisch-Germanischen Kommission zeichnen als Herausgeber H. v. Petrikovits und W. Schleiermacher. Ihr Vorwort umreißt den Aufgabenkreis der römischen Provinzialarchäologie an den Grenzen des Imperiums, wie wir ihn heute zu sehen gewohnt sind: als eine Erkundung militärisch-politischer und wirtschaftlich-sozialer Zustände mit allen zugehörigen siedlungs- und kulturgeschichtlichen Aspekten auf Grund des sorgsam gesichteten Fundmaterials. Nach dem Abschluß des Limeswerkes wird hier eine neue, repräsentative Reihe für Publikationen auf dem Gebiete der deutschen Römerforschung ins Leben gerufen.

Die vorliegende, erweiterte Fassung einer Münchner Dissertation erfüllt die oben skizzierten Bedingungen aufs beste. Nach Beschreibung von Lage und Grabungsergebnissen werden in guten Zeichnungen und zuverlässiger Bearbeitung die gesamten Kleinfunde an Münzen, Keramik, Glas und Metall aus den beiden Kastellen vorgelegt und auch ein Neudruck von Knorrs bekannten Sigillata-Tafeln von Aislingen ist am Schluß angefügt.

Wir haben einzig zu kritisieren, daß sowohl Titel wie Inhaltsverzeichnis verschweigen, daß hier nicht nur Aislingen und Burghöfe, sondern auch noch Rißtissen und Unterkirchberg mitbearbeitet sind. Sodann wäre der Leser dankbar, wenn im «Tafelverzeichnis», das im Grunde den zu den Abbildungen gehörigen Katalog darstellt, Hinweise gegeben wären, wo die betreffenden Dinge im Text erwähnt sind. Auch sonst wären häufigere Kreuzverweise im Text nützlich. Im Ganzen gesehen berührt es jedoch sympathisch, daß der Verfasser nicht einen kommentierten Katalog, sondern primär eine «Geschichte» geschrieben hat. Er stellt sie dar in einer auf das Wesentliche ausgerichteten Form, doch auch mit einer gewissen Breite, die das Lesen leicht macht. Das große, zentrale Kapitel über Aislingen und Burghöfe im Rahmen der Okkupation des Alpenvorlandes bietet eine vorzügliche historische Auslegung des Fundbestandes und zugleich eine Klärung der Gesamtsituation in Rätien in der frühen Kaiserzeit, soweit wir sie heute überblicken.

In großen Zügen ergibt sich folgende zeitliche Staffelung der militärischen Stützpunkte im Alpenvorland: Frühaugusteisch, nach dem Räterfeldzug, das Legionslager Oberhausen. Ebenfalls noch

augusteisch der Stützpunkt auf dem Lorenzberg bei Epfach. Im Anschluß an die Rückverlegung der Legion von Oberhausen nach Vindonissa im Jahre 16 die früh-iberischen Stationen auf der Linie Bregenz-Kempten-Auerberg-Lorenzberg-Gauting. Danach die Gründung der Kastelle entlang der Donau von Hüfingen bis Oberstimm, wovon jedoch Aislingen entschieden ein etwas früheres Entstehungsdatum aufweist als die übrigen, die claudische Gründungen sind. Der Verfasser vermutet als Grund hierfür an dieser Stelle einen alten Flußübergang. Aislingen war bereits in frühvespasianischer Zeit nach Ausweis der Funde nur noch schwach belegt, und wahrscheinlich übernahm Günzburg in flavischer Zeit die Funktion von Aislingen.

Burghöfe, Unterkirchberg und Rißtissen dürften sich ganz gleichartig entwickelt haben mit einer claudischen und einer vespasianischen Phase, jeweils durch eine Zerstörungsschicht getrennt, die sich ohne Zwang mit dem unruhigen Jahr 69/70 in Verbindung bringen läßt. In frühdomitianischer Zeit werden sie aufgegeben, und Muningen tritt nach Ansicht des Verfassers an die Stelle von Burghöfe.

Die klare Sicht in den historischen Entwicklungen und in der Beurteilung des Fundmaterials verdankt der Verfasser in vielen Punkten den grundlegenden Arbeiten, die in den letzten Jahren auf diesem Gebiete geleistet wurden. Hier sind die Cambodunumforschungen zu nennen und sodann die immer wieder zitierten Aufsätze von K. Kraft sowie die von ihm ins Leben gerufene «kritische Neuaufnahme der römischen Fundmünzen in Deutschland». Die Münzlisten für Aislingen und Burghöfe sind auch der entsprechenden Arbeit von H.-J. Kellner entnommen. Die Auswertung der Listen für die differenzierte Beurteilung des Siedlungsbeginnes der beiden Fundplätze zeigt eindrücklich die Möglichkeiten, die in der «Neuaufnahme» beschlossen liegen.

Mit den aus den Münzbeständen gewonnenen Daten korrespondiert die Datierung durch die Sigillaten vorzüglich. Allerdings wird es nötig sein, daß in Zukunft bei Publikation von TS-Beständen genaue Zahlen gegeben werden an Stelle von Listen mit unbestimmten Häufigkeitsschätzungen (S. 37), denn es zeigt sich mehr und mehr, daß die absoluten Zahlenverhältnisse der TS-Formen zueinander chronologisch auswertbar sind.

Interessant ist ein großes, verbranntes Geschirredot in Burghöfe, das vom Verfasser nach einer überzeugenden Beweisführung mit Hilfe der Töpferstempel etwas zögernd aber sicher richtig in spätneronisch-frühvespasianische Zeit datiert wird, und das somit wiederum mit den Unruhen des Dreikaiserjahres in Zusammenhang gebracht werden könnte.

Unter der gewöhnlichen Keramik sind neben den Verbindungen mit Vindonissa und dem helvetischen Raum vor allem gewisse ostalpin-norditalische Beziehungen interessant. Im ganzen zeigt sich ein klares Bild des frühkaiserzeitlichen rätischen Formenschatzes, sehr verwandt mit Cambodunum und auch der Keramik der Ostschweiz.

Die typologische Zusammensetzung der Fibelbestände bietet vielerlei Anregungen zu weiteren Untersuchungen auf diesem Gebiet, auf die wir hoffentlich bei Gelegenheit in größerem Rahmen zurückkommen können, – wie überhaupt diese Veröffentlichung sofort nach ihrem Erscheinen zu einem oft und gern benutzten Buch geworden ist.  
Zürich Elisabeth Ettliger

**Vorgeschichte der Tschechoslowakei**, Nationalmuseum in Prag, Prähistorische Abteilung, Ausstellung 1958. Prag 1958. 63 S. und 32 Tafeln.

Das Heft vereinigt eine Sammlung von Begleittexten zur Prager Ausstellung von 1958, die, von *J. Neustupný, A. Tocik, J. Hralova, J. Bren* und *R. Turek* verfaßt, einen Abriß der Ur- und Frühgeschichte der Tschechoslowakei vom Moustérien bis zur Einigung des tschechischen Staates unter Bretislav I Mitte des 11. Jahrhunderts geben. Die 27 kurzen Kapitel fassen den allgemeinen kulturellen und geschichtlichen Ablauf einer einzelnen Periode mit ständigem Ausblick auf die wirtschaftlichen und sozialen Zustände und Veränderungen zusammen. Da das Material in der Ausstellung in ausgewählten und charakteristischen Stücken selbst vorlag, haben die Verfasser bewußt auf eine Umschreibung des Kulturgutes verzichtet. Einen gewissen Ersatz bietet der Tafelteil, der sich allerdings auf eine kleine Auswahl kunstgewerblich besonders hervorragender Objekte beschränken muß.

Baden

René Hafén

**Friedrich Wagner, Denkmäler und Fundstätten der Vorzeit Münchens.** Michael Lass-



leben, Kallmünz 1958. 114 S. mit 34 Abbildungen, 12 Tafeln und einer gefalteten Übersichtskarte.

Diese Schrift entstand anlässlich der Ausstellung «Münchens Vorzeit» zum 800jährigen Stadtjubiläum. Sie will kein Ausstellungskatalog sein, sondern reichbebildeter Inventarisationskatalog einmal für den Heimatkundler, aber darüber hinaus auch ein Schlüssel für den Fachwissenschaftler.

In einem kurzen Abriß bietet Wagner einen klaren Überblick über die verschiedenen Epochen. Gerne würde man etwas mehr über die Christianisierung der Umgebung Münchens durch Bonifatius vernehmen oder über die politischen Verhältnisse im Frühmittelalter und Mittelalter. Anschließend folgt der Katalog, geordnet nach den politischen Bezirken. Wertvoll ist das ergänzende chronologische Register, das die Fundstellen der verschiedenen Epochen vereinigt, ein kleines, aber wesentliches Anhängsel, das sonst meist vergessen wird.

Riehen/Basel

R. Moosbrugger-Leu

**René Wyss, Anfänge des Bauerntums in der Schweiz. Die Egolzwiler Kultur (um 2700 v. Chr. Geb.).** Verlag Paul Haupt, Bern 1959. 16 S. und 16 Tafeln.

Die Jungsteinzeit der Schweiz und insbesondere die Anfänge der ersten Bauernkulturen sowie der damit verbundene, entwicklungsgeschichtlich bedeutsame Übergang vom Wildbeutertum zu Ackerbau und Viehzucht sind in den letzten Jahren vermehrt ein Forschungsziel der schweizerischen Archäologie gewesen. Das fast sprunghafte Entstehen kleiner Seeufersiedlungen und die merkliche Konsolidierung von Bevölkerungsgruppen mit Kleinviehzucht sind noch voller Rätsel. Ob

sich die Annahme bewahrheiten wird, daß das Auftreten dieser ersten Bauern im Zusammenhang mit einer Einwanderung zu sehen ist oder daß in einzelnen Belangen eine vorwiegend mesolithische Substratwirkung vermutet werden darf, vermögen erst zukünftige Untersuchungen klar zu entscheiden. Die Grabungen des Schweizerischen Landesmuseums haben durch die Aufdeckung eines frühneolithischen Bauerndörfchens bei Egolzwil im Kanton Luzern mehr Licht in diese undurchsichtigen Verhältnisse gebracht. Dank der konservierenden Eigenschaft des Torfbodens am Rande des ehemaligen Wauwilereeins sind zahlreiche Fundstücke sowie Reste von Hauskonstruktionen und Inneneinrichtungen sehr gut erhalten geblieben. Im Vergleich mit früheren Untersuchungen sind die neuen Ergebnisse so günstig, daß die Fundstelle von den Ausgräbern zu einem namengebenden Zeit- und Kulturhorizont der schweizerischen Jungsteinzeit gemacht werden möchte. Der Verfasser, der selbst an den Forschungsarbeiten teilgenommen hat, gibt ein farbiges Bild der entdeckten Egolzwiler Kultur, indem er den «Code» des archäologischen Fundmaterials aufschlüsselt und Lebens- und Wirtschaftsform, Ursprung und Entwicklung, Religion und Menschentypus dieser Bevölkerung darzustellen versucht. Seine anschauliche Schilderung geht über die lokalgeographische Bedeutung der Egolzwiler Siedlung hinaus und wird erweitert durch eine Skizze über die gleichzeitige Entwicklung im schweizerischen Mittelland, so wie sie heute gesehen werden kann. Die kleine Broschüre aus dem Schweizerischen Landesmuseum wird durch die sorgfältig zusammengestellte Bildokumentation von R. Hirt treffend illustriert.

Basel

Rudolf Degen